

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“

erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Einzelne Nummer 5 Pf. Sonntags-Nummer mit dem „Sonntags-Blatt“ 10 Pf. Bei Abholung aus unserer Expedition Zimmerstraße 44 1 Mark pro Monat. Postabonnemern 4 Mark pro Quartal. (Eingetragen in der Postzeitungspreisliste für 1889 unter Nr. 886.)

Für das Ausland: Täglich unter Kreuzband durch unsere Expedition 3 Mark pro Monat.

Insertionsgebühr

beträgt für die 4 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 Pf., für Vereins- und Versammlungs-Anzeigen 20 Pf. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen. Die Expedition ist an Wochentagen bis 1 Uhr Mittags und von 3-7 Uhr Nachmittags, an Sonn- und Festtagen bis 10 Uhr Vormittags geöffnet.

Druckerei: Amt VI. Nr. 4106.

Redaktion: Beuthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Miserere.

Die Herren Kartellbrüder werden gut thun, vor den Wahlen feierliche Bittgänge und Gottesdienste zu veranstalten, um die Gnade des Himmels auf sich herabzulassen. Denn der Himmel zürnt ihnen offenbar und wird ihnen großen Abbruch thun. Er hat die Ernte ungünstig ausfallen lassen, wie der „Reichsanzeiger“ in seinem nichtamtlichen Theil trocken und dürr erklärt.

Nun, für die Ernte und deren mageren Ausfall kann man uns doch nicht verantwortlich machen, mögen die Kartellbrüder sagen. In gewisser Beziehung kann man das, denn es ist noch nicht so lange her, seitdem einige Kartellblätter der Provinz in schwungvollen Versen die Kartell-Wirtschaftspolitik feierten und in derselben auch eine Bürgerschaft für eine gute Ernte sahen. Logischer Weise könnte man sonach diese Wirtschaftspolitik auch für die schlechte Ernte verantwortlich machen.

Doch Spaß bei Seite. Die Miserere ist nun da und wir werden ihre Wirkungen bald verspüren. Noch vor einigen Jahren konnte man sich mit leichtem Herzen über den Gedanken an eine unzureichende Ernte hinwegsetzen, soweit man nicht selbst auf den Ertrag eines Grundstückes angewiesen war. „Was kann uns passieren?“ pflegte man zu sagen. „Die Verkehrsmittel sind ja so vortreflich entwickelt; haben wir kein Korn, so lassen wir es aus Ungarn, aus Südrussland oder aus Amerika kommen, von wo wir es billiger haben können, als von unseren eigenen Bauern.“

Das ist aber ganz anders geworden, seitdem mit der Umkehr in der Wirtschaftspolitik von 1879 die Klappe zugezogen worden ist für alles fremde Getreide. Es kann nicht mehr herein, es sei denn mit außerordentlichem Aufschlag, und wir werden sonach die Wirkungen der schlechten Ernte schmerzhaft verspüren. Obgleich nachgewiesen ist, daß Deutschland auch bei guten Ernten seinen Bedarf an Cerealien nicht selber decken kann — ein so dicht bevölkertes Land wie Sachsen z. B. deckt nur an 50 pCt. seines Bedarfs — haben doch die Kartellbrüder die Kornzölle so erhöht, daß wir in Deutschland die höchsten Zölle dieser Art von allen europäischen Staaten haben.

Die Brotpreise sind, wie authentisch nachgewiesen worden ist, schon in diesem Jahr an vielen Orten erheblich gestiegen. Sie werden über den Winter demnach noch mehr steigen, nicht nur durch die schlechte Ernte, sondern weil die Aufkäufer, Spekulanten und Kornwucherer sich die Situation zu Nutzen machen werden. Sie werden die Preise hoch halten und hinauf treiben, da sie gegen die Konkurrenz des Auslandes hinreichend „geschützt“ sind. Für diese Herren bedeutet der Zoll in der That einen „Schutz“; für uns Konsumenten leider nicht.

Feuilleton.

Germinal.

Sozialer Roman von Emile Zola.

Einzig autorisierte Uebersetzung von Ernst Ziegler.

„Sie sagen, ich soll mich ausruhen“, fuhr er fort, „aber ich bin nicht so dumm! Ich werd's wohl noch zwei Jahre machen: dann bekomme ich die Pension von einhundertundachtzig Franks; wenn ich heute schon meinen Abschied nehme, brauchen mir die Schlaumeier nur einhundertundfünfzig zu zahlen. Uebrigens bin ich solid, bis auf die Beine: da ist mir das Wasser unter die Haut gebrungen, weil man dort unten eigentlich nie trocken wird. Manchen Tag kann ich keinen Fuß rühren, ohne daß ich laut aufschreien muß vor Schmerz.“

Ein neuer Husten unterbrach ihn. „Und davon husten Sie wohl auch?“ meinte Stephan. Er schüttelte heftig das Haupt, und als er wieder reden konnte, fuhr er fort:

„Nein! Früher habe ich nie gehustet: Ich hab' mich vorigen Monat erkältet und kann's nicht wieder los werden. Und merkwürdig, was ich spude . . . was ich spude . . .“

Es hatte ihn wieder gepackt. Endlich brachte er's los: es war schwarz.

„Ist es Blut?“ wagte Stephan ihn zu fragen. Bonnemort wischte sich mit dem Rücken der Hand langsam den Mund:

„Kohle ist's! Ich hab' so viel davon verschluckt, daß ich mir bis an mein Lebend' damit einheizen könnte. Seit fünf Jahren bin ich mit keinem Fuß mehr in die Grube gekommen; aber es scheint, ich hätte hier im Brustkasten ein Kohlenmagazin und wußte nichts davon. Na, das macht's nicht, das konservirt den Menschen.“

Es entstand eine Pause.

Die Großgrund- und Rittergutsbesitzer werden bei der Ernte nicht gerade schlecht fahren, denn sie werden nun den Ernteertrag, den sie erzielt haben, zu erhöhten Preisen los. Aber der kleine Bauer, dem die Kartellblätter vorgeschwindelt haben, daß mit den erhöhten Getreidezöllen für ihn eine neue goldene Aera anbrechen werde, der wird sich unfaust aus seinen Träumen erweckt fühlen. Bei schlechter Ernte ist der kleine Bauer mehr als sonst auf den Markt angewiesen und der Ertrag seiner Scholle liefert ihm selbstverständlich auch einen geringeren Beitrag für seine Lebensbedürfnisse. Da wird er denn über den Winter das Steigen der Brotpreise bitterlich empfinden; er wird unmuthig werden und wird in den Wahlen seinen Unmuth ganz natürlicher Weise gegen jene Herren wenden, welche ihm die Märchen von der neuen goldenen Aera erzählt und ihm den ganzen blauen Dunst vorgemacht haben. Diese Herren sind die Kartellbrüder und sie werden unter dem Eindruck der steigenden Brotpreise ihre Herrlichkeit dahinschmelzen sehen, wie die Butter an der Sonne.

Das Volk in Deutschland hat des Ungemachs genug zu tragen: die Fleischpreise sind gestiegen und die Kohlenbarone wollen sich über den Winter schadlos halten für ihre angeblichen oder wirklichen Verluste bei dem großen Ausstand. Nun werden auch noch die Brotpreise emporschnellen, ein Umstand, für den die Kartellbrüder direkt die Verantwortung tragen, weil sie die Zölle hinaufgeschraubt haben. Und hat man nicht laus den Kartellreisen schon mehr als einmal die liebenswürdige Anregung zu einer noch weiteren Steigerung der Kornzölle vorgenommen?

So müßte es freilich kommen, wenn das deutsche Volk eines Besseren belehrt werden sollte. Wir standen damals im Lärm der Boulanger- und Varadewahlen von 1887 als düstere Propheeten bei Seite und man hörte nicht auf uns, als wir sagten, das Volk werde tief in seinen Beutel greifen müssen, um die Kosten für seine Leichtgläubigkeit bei jenen verhängnisvollen Wahlen zu bestreiten. Nun ist die Rechnung da und in dem erhöhten Brotpreis wird der unbemittelte Familienvater seufzend seinen Tribut an die Kartellherrlichkeit entrichten.

Leider kann der Brunnen erst zugedeckt werden, nachdem das Kind hineingefallen ist.

Wir sehen nun, wohin es führt, wenn eine Wirtschaftspolitik die Interessen einzelner Kategorien der Bevölkerung einseitig bevorzugt. Wir hoffen aber auch, daß die Bevölkerung aus dieser Wirtschaftspolitik des Kartells etwas gelernt hat. Wir hoffen sogar, daß sie bei den nächsten Wahlen sich mit einem kräftigen Ruck die ganze Kartellwirtschaft vom Raden schütteln wird.

Mögen nur die nationalliberalen und konservativen

Der Hammer tönte immer noch aus dem Schacht die regelmäßigen hellen Schläge: der Sturmwind heulte sein Wehlied von Hunger und Müdigkeit; in dem Kohlenbecken flammte es heller auf, und der Alte darunter fuhr mit leiserer Stimme fort, seine Erinnerungen zum Besten zu geben:

„Ja, ja, es ist ein hübsch Stück Zeit, daß er und die Seinen in den Bergen arbeiten! Seine Familie ist bei der Kompagnie der Minen von Montsou seit deren Gründung, und das ist lange her: einhundertundsechs Jahre! Sein Großvater, Wilhelm Mahou, hatte als fünfzehnjähriger Burche in R quillard Kohle entdeckt, und das wurde die erste Grube. Jedermann weiß es und sie heißt noch heute die Wilhelms-Grube. Er selbst hatte seinen Großvater nie gekannt. Er soll dick und stark gewesen sein und ist sechzig Jahre alt geworden. Dann kam sein Vater, Nikolaus Mahou. Der ist, kaum vierzig alt, in dem Boreux geblieben, den man damals abteufte. Ein Felssturz hat ihm die Knochen zermalmt. Zwei seiner Onkel und seine drei Brüder haben auch ihre Haut darin gelassen. Ihn selbst halten sie für einen besonders schlauen Patron, weil er so ziemlich heil wieder heraus gekommen ist — bis auf die Füße. Uebrigens was sollten sie thun in der Familie? Arbeiten mußte man: also das, oder etwas Anderes! Sein Sohn Louffaint, seine Entleindler und alle Anderen sind noch jetzt dabei. Sie wohnen dort unten im Arbeiterviertel.“

„Sa, ja, ja! Einhundertundsechs Jahre Grubenarbeit! die Jungen nach den Alten; immer für dieselbe Gesellschaft: nicht viele Bürger können dergleichen von ihrer Familie erzählen!“

„Wenn man wenigstens zu essen hat!“ murmelte Stephan wieder.

„Das sag' ich ja: so lange man Brot hat, kann man bestehen.“

Bonnemort schwieg, seinen Blick noch nach dem Arbeiterdorf gewendet, wo die Fenster anfangen, sich eines nach dem andern zu erleuchten. Es schlug vier Uhr auf dem Kirchturm von Montsou. Die Kälte wurde noch schneidiger.

„Sie ist wohl reich, Ihre Kompagnie?“ fragte Stephan.

Staatsmänner sich einstweilen den Phrasendreier anrühren, mit dem sie das Volk über die Wirkung der Kornzölle werden hinwegtäuschen wollen. Die höheren Brotpreise sind ein Eckstein, an dem sie nicht vorbeikommen können, ohne sich zu stoßen.

Und so dürfte denn die Kartellherrlichkeit so schnell verschwinden, wie sie gekommen. Die Herren vom Kartell werden bei den Wahlen auch eine Miserere haben.

Politische Uebersicht.

Die Wahrheit über die Auflösung des Reichstags im Jahre 1878. In dem vielbesprochenen, direkt auf den Reichskanzler zurückzuführenden Artikel des „Hamburger Correspondenten“ über die heimlichen Kämpfe gegen den Reichskanzler heißt es wörtlich:

Die Herbeiführung neuer Reichstagswahlen im Jahre 1878 war kein aggressiver sondern ein defensiver Schachzug des Ministerpräsidenten (Fürsten Bismarck) gegenüber der Koalition eines Theiles seiner Kollegen mit der liberalen Majorität des Reichstags.

Also nicht die Attentate veranlaßten die Auflösung, nicht das Sozialistengesetz war der Zweck der Auflösung — die Auflösung des Reichstags erfolgte, um die „Koalition“ gegen den Fürsten Bismarck und die „liberale Reichstagsmajorität“ zu sprengen und eine Regierung oder richtiger Kanzler-Majorität zusammenzubringen. Das „rote Gelehen“ war blos der Popanz, um die Wähler ins Geirr der Reaktion zu treiben. Es verloh die selben Dienste, wie 1887 das Kriegsgespenst.

Das ist die Wahrheit, die jetzt endlich eingestanden ist. Die sozialdemokratischen Abgeordneten haben also Recht gehabt, wenn sie sagten, der Attentatspektakel sei blos im Interesse der Reaktion inszenirt worden. Das Geständniß wird jedenfalls im Reichstag gebührende Verwerthung finden, wenn die Sozialistengesetz-Debatte kommt.

Mit welcher heftigen Gemühen hatte vor Kurzem die „Nordd. Allg. Ztg.“ darzulegen versucht, daß die von der Schweiz einberufene internationale Arbeiterschut-Konferenz praktische Zwecke kaum erfüllen dürfte; man werde es auf ihr mehr oder weniger mit „sozialistischen Spielereien“ zu thun haben. Jetzt muß das Kanzlerblatt mittelbar eingestehen, daß seine Beweisführung noch lange nicht die überzeugendste war. Wenigstens ist ihm darin ein Mitarbeiter der „Allg. Ztg.“ über, dessen Ausführungen von der „Nordd. Allg. Ztg.“ sofort an der richtigen Stelle verwerthet werden. „Sozialistische Spielereien“ war noch gar Nichts; die neue sozialpolitische Autorität beweist haarscharf, daß Deutschland trotz seiner ablehnenden Haltung zum Arbeiterschut auf der besagten Konferenz sogar „keine Verkleinerer in's Unrecht setzen“ kann. Durch Berufung auf die deutsche Versicherungsgesetzgebung ist der famose Schach-

Der Alte zog die Schultern in die Höhe und ließ sie dann wieder sinken, als habe er einen schweren Sad voll Gold geladen:

„Ich glaub's! Ich glaub's! — Nicht so reich vielleicht wie ihr Nachbar, die Kompagnie von Anzin; aber doch Millionen und Millionen! Man kann sie nicht zählen. Neunzehn Gruben, deren dreizehn Kohle fördern: der Boreux, die Victoire, Crevecoeur, Mirou, Saint-Thomas, Magdalen, Feutry-Cantel und die andern! Dann sechs, die als Wetter- und Zufischächte dienen, wie Requillard! Zehntausend Arbeiter! KonzeSSIONen, welche sich über siebenundsechzig Kommunen erstrecken! Fünftausend Tonnen Kohle pro Tag! Eine Eisenbahn, die alle Gruben untereinander verbindet! Und Werkstätten! Und Fabriken! — O ja, ich will's meinen, daß sie Geld haben!“

Das Rollen der Karren drang plötzlich von Neuem zu ihnen herauf: die Arbeit mußte wieder aufgenommen sein. Das Pferd spitzte die Ohren; Bonnemort spannte es ein; dabei sprach er zu ihm:

„Na, Faulpelz, wirst Du nun mal endlich aufhören zu schwätzen! Wenn Herr Hennebeau wüßte, womit Du Deine Zeit verumpst, schlechter Kerl!“

„Also Herr Hennebeau gehört die Miene?“

„Nein“, erklärte der Alte, „Herr Hennebeau ist nur der Generaldirektor, der wird bezahlt, wie wir.“

„Aber wem gehört denn dies Alles?“ fragte der junge Mann wieder, mit der Hand einen Bogen beschreibend.

Doch Bonnemort war von einem so heftigen Husten geschüttelt, daß ihm der Athem ausging. Endlich, nachdem er sich erleichtert und den schwarzen Schleim von seinen Lippen gewischt hatte, rief er durch den Wind herüber:

„Wem das Alles gehört? Man weiß nicht; reichen Leuten.“

„Dabei wies er mit der Rechten nach irgend einem ungewissen und unbekanntem Punkt, wo diese Leute wohnen mochten, für welche die Mahou seit mehr als einem Jahrhundert das Gestein klopfen; und seine Stimme belam

zug auszuführen. Statt eines internationalen Arbeiterschutzes muß Deutschland ein internationales Arbeiterversicherungsrecht verlangen, und wenn sich die Teilnehmer an der Konferenz dessen weigern, so wird die Welt wissen, was von dem prunkhaften Vorklage bloßer Arbeiterschutzes zu halten ist. Die Wendung von den „prunkhaften“ Vorklagen „bloßer“ Arbeiterschutzes ist, wie die „Frei. Ztg.“ bemerkt, unbeschwerlich. Darin besteht eben die tiefe Klugheit zwischen der reaktionär-gouvernementalen und der völkchümlichen Sozialpolitik, daß erstere alles gehen zu haben glaubt, wenn sie unter Vermeidung jeglichen Eingriffs in die modernen Fabrikzustände das Hauptübel bestreht und nur seine äußeren Folgen, Unfälle, Krankheit und Invalidität, in etwas mildert, während letztere eine Regelung der Hauptsache, der übertriebenen Ausnutzung aller Arbeiterkategorien durch Normalarbeitslag, Sonntagsruhe, Frauen- und Kinderschutz anstrebt. Die Arbeiterversicherung läßt die Arbeiter selbst kühl bis an's Herz hinan, um so mehr, als sie einen großen Teil ihrer Kosten mittragen müssen. Die vollste Sympathie haben aber im Volke alle Arbeiterschutzesmaßnahmen, und daher der widerspruchsvolle Satz der „Norddeutschen“ und Münchener „Allg. Ztg.“, daß „bloßer“ Arbeiterschutzes „prunkhaft“ austräten — in diesem „prunkhaft“ malt sich so recht die ganze offiziöse Angst und Furcht vor Dingen, welche das Volk tief bewegen trotz aller gouvernementalen Sozialreform. Die Ironie des Schicksals hat es gewollt, daß unmittelbar auf den Ausfall des Kanzlerblattes gegen die internationale Arbeiterschutzeskonferenz ein überraschender Bericht über den Schluß der Berliner Unfallverhütungsausschüsse mit byzantinischen Wendungen über die Pflege des Arbeiterschutzes in Deutschland kommt. Zwischen solchen Widersprüchen muß die offizielle Scheinsozialreform so lange hin- und herpendeln, bis sie unter dem Druck der Verhältnisse wirklich völkchümlich geworden ist.

Aus Sachsen, 13. Oktober. Mit welcher Reichherzigkeit mitunter das Sozialistengesetz gehandhabt wird, dafür liefert die Zwickauer Polizei wieder ein recht hübsches Beispiel. Der Abg. Singer sollte dort gestern und heute in zwei Volksversammlungen über den Reichstag sprechen. Die Polizeibehörde verbot dieselben auf Grund des § 9 des Sozialistengesetzes, und zwar weil Singer den Pariser internationalen Kongress besucht habe. Nun hat aber Singer zur Zeit dieses Kongresses nicht einmal französischen Boden betreten, geschweige daß er den Kongress besucht habe. Das hindert aber die Zwickauer Polizeibehörde nicht, ihm deshalb die Versammlungen zu verbieten.

Das definitive Ergebnis der Stichwahl im 11. sächsischen Wahlkreis Ohsch-Wurzen ist also, daß die Kartellparteien 4400 Stimmen und die Sozialdemokratie 1500 Stimmen verloren, die Deutschfreisinnigen 4400 Stimmen, also genau soviel wie die Kartellparteien einbüßten, gewonnen haben. Ueber die Ursachen des auffälligen Rückgangs der sozialdemokratischen Stimmen ist schon vor ein paar Tagen im „Berliner Volksblatt“ berichtet worden. Diese Gründe verdienen aber noch eine Ergänzung. In erster Linie hat die Sozialdemokratie durch die Kunst der Bitterung mindestens 4-500 Stimmen eingebüßt. Viele hunderte von Bauarbeitern, Steinbrechern u. d. m. im Februar 1887 für die Partei stimmten, waren diesmal in den Städten auf den Bauten und entfernt von ihren Wohnungen beschäftigt, und diese schienen bei den bedenklich kurzen Arbeitstagen den weiten oft stundenlangen Weg nach dem Wohnorte. Bei Frost oder schlechtem Wetter, das die Arbeit im Freien verhinderte, wurde das Resultat günstiger. Weiter aber muß hinzugefügt werden, daß die Deutschfreisinnigen in einer Weise sich für die Arbeiterforderungen erklärten, die wahrscheinlich den lebhaften Unwillen des Herrn Eugen Richter und eines größeren Theiles seiner Fraktionsgenossen erregten, wenn diese die Erklärungen gehört hätten. In diesem überwiegend ländlichen Kreise ist aber die politische Schulung der Arbeiter noch nicht so weit gediehen, daß sie zwischen Versprechungen und Handlungen einen scharfen Unterschied zu machen wissen. So hat der deutsche Freisinn auf Kosten der Sozialdemokratie gesetzt, indem er sich in ihre Haut steckte und sich wie sie gebardete. Daß er dabei auch zahlreiche Stimmen aus dem Kleinbauern- und Kleinhandwerkerstande gewann, welche die Sozialdemokratie zunächst noch nicht zu gewinnen vermag, soll damit nicht bestritten werden.

Die Arbeitsverhältnisse in den rheinisch-westfälischen Bergwerken sind auch Gegenstand der Untersuchung seitens amerikanischer Konsuln geworden, und das Ergebnis derselben ist wesentlich verschieden von den Urtheilen der rheinisch-westfälischen Bergwerksbesitzer über diese Bewegung. Der Generalkonsul der Vereinigten Staaten in Frankfurt am Main, Jakob Müller, theilt über sie in einer eingehenden Untersuchung über „das deutsche Grubengewerbe“:

„Die sozialen und industriellen Verhältnisse sind weit davon entfernt, einmütig zu sein, was auch immer Schriftsteller und Schriftsteller dagegen sagen mögen. Ich habe immer mit tiefer Betrübnis die hier bestehenden sozialen Verhältnisse beobachtet, und in meinen Jahresberichten es niemals unterlassen, mich darüber auszusprechen. Wie froh wäre ich gewesen, wenn die

Erfahrung bewiesen hätte, daß ich mich mit meinen Anschauungen getäuscht habe; ich bedauere, daß ich keinen Grund habe, sie zu ändern. Die soziale Lage ist hier böse und voll von Gefahren und neue Ereignisse haben davon wieder Beweis gegeben. Ich meine die gigantischen Ausstände (der rheinisch-westfälischen und anderer Kohlenarbeiter), durch welche Deutschland so unerwartet und plötzlich heimgelacht wurde. . . Keine revolutionären oder anarchistischen Tendenzen lagen diesen Ausständen zu Grunde, dieselben waren vielmehr das Produkt einer untraglichen Lebenslage und der Kampf um die Existenz tausender und hunderttausender, meist loyaler, konterrativer und bescheidener Männer. . . Man bedenke, daß selbst zu Zeiten, in welchen die Bergbaugesellschaften bessere Preise für ihre Kohlen erzielt haben als in den letzten Jahren, diese kämpfenden Bergleute Löhne im Betrage von 125-185 Doll. pro Jahr erhalten haben, daß sie um eine geringe Steigerung derselben ausständig werden mußten, während zu gleicher Zeit Millionen überschüssigen Kapitals eifrig Anlage in Unternehmungen suchen, welche, wenn sie Erfolg haben, die Lage der arbeitenden Klassen noch schlechter machen, wenn sie aber keinen Erfolg haben, die unvorsichtigen Subskribenten ruinieren und die Interessen der Gesamtheit verlegen müssen.“

Brüßler Schulpaläste. Die größeren Aufwendungen der Gemeinden für Schulbauten haben bei unseren Kreiszeitungsmännern stets lebhaftes Mißfallen erregt. Insbesondere sind die Bemerkungen des Grafen Brühl im preussischen Abgeordnetenhaus über die „modernen Schulpaläste“ von den Beteiligten noch nicht vergessen worden. Daß aber auch heute noch manches Schulhaus in Preußen wenig palastartig ist, lehrt ein Blick in die Lehrereitungen. In einem Posenischen Schulhause (Szczepin, Kreis Wittowo) brach vor einigen Tagen die Frau des Lehrers mit der Decke durch und liegt zur Zeit an den Folgen schwerer Krankheit darnieder. Die Gesetze des Lehrers um Reparatur der schadhaften Decke waren zwei Jahre hindurch unbeachtet geblieben. In Buchfelde, Kreis Rogozi, neigt das 1824 aus Hohlen erbaute Schulhaus so bedenklich nach einer Seite, daß es mit mehreren Stützen versehen werden mußte. Haus und Stall befinden sich unter einem Dach. Die Thüren sind so niedrig, daß man nur gebückt eintreten kann. Den erwachsenen Kindern des früheren Lehrers mußte das Schulzimmer zugleich als Schlafraum dienen. In einem sächsischen Dorfe (Wolfsburg) liegt die Schulstube unmittelbar neben einem Kuh- und Pferdestalle, so daß die Vernünftigen von den Unvernünftigen nur durch eine Wand getrennt sind, die früher von dem Hornvieh zuweilen durchgestoßen wurde. Zwei Fenster des Klassenzimmers gehen auf den Hof einer Gastwirthschaft. — Die „Preuss. Lehrer-Ztg.“ bringt Abbildungen von einigen dieser Schulpaläste mit einer Widmung an den lebenswichtigen Schulpatron, in der es heißt: „Bekanntlich hat Graf Brühl auf Börsen im preussischen Herrenhause sich darüber sehr mißbilligend ausgesprochen, daß für die Volksschulen jetzt wahre „Paläste“ erbaut würden, und daß viele Volksschullehrer in Häusern wohnten, wie er (Graf Brühl) sie sich nur für seinen Alterszweck wünschen könnte. Um uns für solches, der Volksschule bewiesenes Wohlwollen dankbar zu bezeugen, werden wir an dieser Stelle eine Reihe von preussischen „Schulpalästen“ bringen, es dem Herrn Grafen überlassend, welchen davon er sich zum Ruhesitz für seine alten Tage aussuchen will.“

Im Landtage Preuss. L. sind die Freisinnigen wirklich durch die letzte Wahl in die Majorität gekommen. Der Landtag zählt 15 Mitglieder; davon sind 6 ausgesprochen freisinnig gekannt, und 2 Abgeordnete „huldigen entschieden liberalen Grundtugenden“. Die Freisinnigen zählen sie also ihrer Partei zu. Der Freisinn triumphiert ob dieser welterschütternden Thatlage.

Aus Franken wird uns von einem bekannten Parteigenossen geschrieben: „Geehrte Redaktion! Da sich nicht wohl annehmen läßt, daß Ihr Korrespondent „aus Franken“ sich einen Spaß mit Ihnen erlaubt hat, als er Ihnen über eine in Bamberg stattgehabte Provinzialkonferenz der frankischen Sozialdemokratie berichtete, so ist nur die Mäßigkeit gegeben, daß der Betreffende, wie man bei uns in Franken sagt, „läuten, aber nicht zusammenschlagen“ hört. Allerdings haben sich am Sonntag in Bamberg ein paar bekannte Genossen getroffen, um über das Projekt einer Zusammenkunft frankischer Sozialdemokraten, die sich mit der Aufstellung von Reichstagskandidaturen zu befassen hätte, Rücksprache zu nehmen. Dabei wurden auch einige der von Ihnen erwähnten Kandidaturen ins Auge gefaßt; einige der von Ihnen mitgetheilten aber stehen schon längst fest, andere nicht unrichtig. Die Versammlung selbst aber soll erst stattfinden, resp. es soll der Versuch gemacht werden, sie stattfinden zu lassen, wenn wider Erwarten das Verbot der für Nürnberg geplanten bayerischen Landesversammlung nicht aufgehoben werden sollte. Darüber aber kann immerhin noch einige Zeit vergehen. Sie werden übrigens seinerzeit zuverlässige Mittheilung erhalten.“

Die deutsche Kolonial-Gesellschaft für Südwest-Afrika hat bereits Schritte gethan, um sich ihres Besitzes zu entledigen. Es wird darüber berichtet: Der Verwaltungsrath der Gesellschaft hat beschlossen, das

ganze Gebiet von Lunene bis nach Sandwischhafen zu verlaufen, also eine Küstenlinie von ungefähr 600 Quadratkilometer in Luftlinie, nämlich von 17 Gr. 30' bis 23 Gr. südl. Breite. Die britische Gesellschaft hat zunächst eine Anzahl von einigen Tausend Pfund Sterling gemacht, aber zu einer Gesamtzahlung von mehreren Millionen verpflichtet, so daß der Vorstand der Kolonialgesellschaft Südwest-Afrika bereits ausgerechnet hat, wie viel das auf jeden Theilhaber herauskommt. Man kann wohl der Zeit überlassen, um zu erfahren, wann versprochenen Millionen von ihrer samosen Gesellschaft tatsächlich bezahlt werden. Bedenkt man, daß der Bestand der südwest-afrikanischen Gesellschaft zumeist aus Deutschen besteht, welche zugleich an der Spitze der deutsch-afrikanischen Gesellschaft und des Emin Pascha-Unternehmens stehen, immer ihre „nationalen“ Gesichtspunkte hervorheben, so kommt dieser in anderen Kolonialstaaten ganz unbeschreibliche Verkauf noch ein ganz besonderes Aussehen. handelt es sich nur noch darum, wie sich die Russisch-Asien-Gesellschaft zu dem Verkauf verhält.

Daß die Südwest-Afrikaner vom Geldstandpunkt aus geschiedt daran thun, ihre Begüterungen loszuschlagen, glauben wir schon. Sie beweisen damit aber allerdings, daß ihnen Geldbeutel über den „Patriotismus“ geht, woran wir nicht zweifeln haben. Und um dieser Herren willen muß das Geld für Ausgaben für Verwaltungsbeamte, Schutztruppen u. s. w. sich nehmen!

Oesterreich-Ungarn.

Wien, 12. Oktober. Ungefähr 300 Arbeiter der Deutschen Ziegelfabrik haben infolge der Verigerung der Arbeit die Arbeitseinstellung heraufgezogen, die Arbeit eingestellt. Die Streikenden begannen mit Steinen zu werfen (Nachtinsultiren die bösen Streikenden die arme Polizei immer lange, bis diese endlich zu ihrem größten Leidwelen und Thränen einhauen muß! Red.) worauf die Polizei einschreiten mußte. Nachdem neue Verhaftungen vorgenommen wurden die Ruhe hergestellt. — So meldet der offiziöse „Wochenpost“. Was also von der Nachricht zu halten ist, wissen wir Leser.

Schweiz.

Die deutsche Kartellpresse hat sich recht lustig gemacht über den mißglückten Referendumsantrag der schweizerischen Sozialdemokratie, insbesondere über die erlangte zu geringe Stimmenzahl. In den Kreisen der schweizerischen Sozialdemokratie man aber die Sachlage ganz anders auf, wie folgende Erläuterungen eines schweizerischen sozialdemokratischen Blattes zeigen. Dasselbe schreibt:

„Einen patriotischen Purzelbaum schlagen nachträglich die „Basler Nachrichten“. Sie sagen: „Wenn denn unser Volk so tief gesunken wäre, und ihm Selbstbewußtsein, Freiheitsliebe so sehr mangelten, daß es sich von einem Vandalen anwalt unrechtmäßiger Weise mahrgelien, hausfuchen, einzuwerfen: weshalb richtete dann die Sozialdemokraten an das Volk die Aufforderung, die Referendumsbogen gegen Bundesanwalt zu unterzeichnen? Und das in demselben Augenblick, wo das gleiche Volk wie ein Mann sich erhebt für seine Unabhängigkeit und Würde die äußersten Opfer bringen! Kann es einen größeren Widerspruch geben? — kein Widerspruch, Verehrteste! Wir müssen eben das Volk rütteln, es vor den seine Freiheiten bedrohenden Gefahren warnen, so lange ihr's, die Konserwativen, die Liberalen, die Freisinnigen und wie Ihr Alle heißt, durch eure patriotischen klingenden Redensarten noch nicht vollständig eingelullt worden. Nachher ist's eben zu spät und zwar nicht nur für uns sondern auch für euch, falls sich wieder eine radikale, unbesonnenen bei euch regen sollte, die euch wünschenswerth. Das ist eben das Schlimme, daß man dem Volke einzunehmen sucht, der äußeren Unabhängigkeit und Freiheit des Landes wegen müsse man sich in's Innere absetzen, bis vor dem unerschütterlich erachtete und nur im monarchischen Ausland von diesem und auch nahe gelegte Polizeimaßregeln abzuweichen lassen. Wir möchten im Geheiß, daß sich das Volk seine innere Freiheit ebenso kräftig wehrte wie für seine äußere. Die eine ohne die andere hat, auf die Dauer wenigstens, keinen Werth.“

Nun, dieses Ausrütteln des Volkes ist uns zum guten Theil gelungen. Der kommende eidgenössische Ober- und Polizeiminister Generalanwalt genannt, sieht seine Thätigkeit unter einer schärferen und von weiteren Kreisen ausgehende Kontrolle gestellt, als es ohne die Referendums-Bewegung der Fall gewesen wäre.

Und so können wir uns auch von diesem Gesichtspunkt aus, trotz allen Gesankens liberaler und auch konserwativer Blätter, mit dem Resultate der Unterchristensammlung wohl zufrieden geben, obgleich eine Volksabstimmung mit der ohne Zweifel starken Widerbeite, die sich bei dem Besch. ausgeprochen haben würde, dem politischen und sozialen Thätigkeitsdrang der Behörden kräftigere Zügel angebracht hätte.

einen feierlich ehrfürchtigen Manne, als spreche er von einem unabsehbaren Labernafel, wo sich der Gott versteckt hielt, dem sie ihr Fleisch und Blut opfereten und den sie niemals gesehen hatten.

„Wenn man wenigstens so viel Brot hat, als man braucht,“ wiederholte Stephan, ohne Uebergang, zum drittenmal.

„Mein Gott, ja, wenn man immer Brot hätte, das wäre freilich schön.“

Das Pferd zog den Hügel hinab. Der Fuhrmann hinkte ihm nach. Der rothhaarige Arbeitsbursch, auf einen Knäuel zusammengebückt, das Kinn zwischen die Knie geklemmt, blickte mit seinen matten Augen ins Leere.

Stephan nahm sein Paket, doch er blieb noch auf derselben Stelle. Im Rücken drang ihm der Wind eifrig ins Mark, während seine Brust vor dem großen Feuer versengte. Er dachte nach: Vielleicht sollte er doch in der Mine nach Arbeit fragen? Der alte Mann mochte falsch berichtet sein; er würde ja jedwede Beschäftigung annehmen; wohin sich wenden in diesem Lande, wo überall die Arbeit feierte? was werden? vielleicht hinter einer Decke krepiren, wie ein verlassener Hund? — Und doch zögerte er; es überkam ihn eine ungewisse Furcht vor diesem in Nacht gehüllten Boreuz.

Jeder Windstoß wehte stärker und mächtiger, als wenn der Horizont sich erweiterte. Kein Schimmer von Dämmerung bleichte das abgestorbene Firmament, nur die Pochhöfen brannten und die Roksfeuer glühten, blutig roth das Dunkel schattend, ohne sein Geheißnis zu lichten. Und der Boreuz in seinem Versted drückte sich noch mehr zusammen, wie ein böses Raubthier und schnauzte und stöhnte, als verdaue er mühsam all das Menschenfleisch, mit dem er sich gemästet.

Zweites Kapitel.

Mitten in den Zuderrübenfeldern schlief das Arbeiterviertel unter dem schwarzen Nachthimmel. Vier parallele Reihen eng aneinander gelehter Häuschen dunkelten sich wie lange Kaffern oder Krankenhäuser im Schatten ab; dazwischen lagen in gleiche Vierecke getheilte Gärten. Man

vernahm nichts, wie das Kreischen zerbrochener Gitter, die der Wind hin und her warf.

Bei den Mahrens in Nummer sechsundzwanzig des zweiten Komplexes rührte sich noch nichts. Dunkel umhüllte das einzige Zimmer im ersten Stockwerk und schien sich schwer auf den Schlummer der Wesen zu lagern, die, dort zusammengepackt, mit offenem Munde ihren todmüden Schlaf schliefen. Trotz der frischen Kälte der Nacht hatte die dicke Luft hier die erstickende, lebende Wärme übervoller Schlafzimmer.

Es schlug Vier auf der Aululuhr im unteren Stockwerk. Niemand regte sich. Zwei laute Stimmen schnarchten, und dünne und feine Athemzüge tönnten dazwischen.

Plötzlich sprang Katharina auf. Sie hatte im Schlaf die vier Rufe der Uhr gezählt, ohne gleich die Kraft zu finden, sich zu erheben. Jetzt zog sie die Beine unter ihrer Decke hervor, suchte mit der Hand, riß ein Bündel und steckte ein Licht an. Aber sie blieb noch auf dem Rande der Matratze sitzen; ihr Kopf war so schwer, daß er ihr zwischen den Schultern zurückwummelte, als müsse sie wieder auf die Kissen hinabfallen. Das Latenlicht beschien das viereckige, zweifensfrige Gemach, die drei Betten darin, den Schrank, Tisch und die beiden Stühle, alles aus altem Rugholz, dessen rauhgeriger Ton sich hart von der hellgelb gestrichenen Wand abhob. Kleidungsstücke hingen an den Nägeln, und auf dem Fußboden, neben der rothen Waschkübel stand ein Krug.

In dem Bette linker Hand schlief Zacharias, ein Bursch von einundzwanzig Jahren, mit seinem elfjährigen Bruder Jeanlin; in dem zur Rechten lagen zwei kleine Kinder: Leonore und Heinrich, sechs und vier Jahre alt; sie hielten im Schlafe einander mit den Armen umfangen.

Das dritte Bett theilte Käthchen mit ihrer Schwester Mäire, einem armen verkrüppelten Wesen, so zurückgeblieben trotz ihrer neun Jahre, daß ihre Schwester sie kaum neben sich spürte, wenn nicht der Budel der Armen sich ihr zeitweise in die Rippen bohre. Durch die geöffnete Glasihüre sah man auf den Treppentur, einen schmalen Gang, wo die Eltern in dem vierten Bette schliefen; davor

stand die Wiege des Jüngsten, der kaum drei Monate alt war.

Katharina machte eine verzweifelte Anstrengung, streckte und dehnte sich und griff mit den Händen in rothblonde Haupthaar, welches sich ihr wild um Stirn Nacken lodte. Nur ihre blaulichen, von der Kohle tatorwinten Füße blickten unter dem engen Hemd hervor, die schwächliche Gestalt des sechsundzwanzigjährigen Mannes verhielte, und auch die milchweißen, zarten Hände sah man, die festsam abstachen von dem Oberkörper, das vieles Waschen mit schwarzer Seife tonlos gebleicht hatte. Ein leichtes Gähnen öffnete den etwas geöffneten Mund, in welchem prächtige Zähne aus bleichem, blutigen Zahnfleisch glänzten. Ihre grauen Augen, feucht von Anstrengung des gewaltsamen Erwachens, hatten einen schmerzlich gebrochenen Ausdruck: sie schienen Thränen weinen, welche die ganze Gestalt wie in Müdigkeit tränen.

Vom Korridor tönte die ergrünte Stimme Mahrens: „Teufel! es ist Zeit. Machst Du Licht, Käthe?“

„Ja, Vater! Es hat eben Vier geschlagen.“

„Also, beei! Dich! Hättest Du gestern, am Sonntag, weniger getanz, so würdest Du uns zeitiger geweckt haben.“

Und er fuhr fort zu schelten. Aber seine Müdigkeit war stärker wie sein Zorn, und bald schliefen seine Schritte wieder in einem tiefen Schnarchen ein.

Käthchen ging im Hemde hin und wieder durch das Zimmer. Vom Bette Heinrichs und Leonorens war die Decke hinabgeglitten; sie zog sie wieder über die Kinder, ruhig fortzuschlafen. Mäire öffnete die Augen und schob sich auf den warmen Platz, wo eben die große Schwester schlief. „Zacharias! Du! Jeanlin! Steht auf!“ rief Käthchen ihren beiden älteren Brüdern zu, welche die Köpfe in die Kissen gesteckt hatten und sich nicht rührten.

Sie packte den Großen bei der Schulter und rüttelte ihn, und während er zwischen den Zähnen brummete und entschloß sie sich schnell und riß die Decke von beiden. Dann lachte sie aus vollem Halse, so wie wenn es ihr vor, wie ihre Brüder mit den nackten Füßen strampelten.

Uel
lung,
denbe
in gew
behaup
heit —
er gar
daß wir
bringen
nen wir
lung au
lichen
und
hin
halten.
haben
künftige
ins Zeu
Di
darin
hören G
allerdi
ungen
Schimp
erle
rischen
vieler
Termin
Wir be
Auffass
kommen
nicht, d
blos die
war, so
des J
Sandwe
den
kriatic
D
Sost
Wi
tung de
ta, de
sationen
uns bez
tügen
15. O
Besonde
nach M
Der
Dä
allgeme
raumte
28. Jan
fassung
den Re
lungen
sammlun
hat freil
doch erw
streichend
unfünft
falls w
abwarten
mit der
prähdien
hat sich
Opposit
Di
T r a d e
der offiz
artige
Mitglied
träger d
neuer F
können,
Bewegun
vollen P
Jugend
lichen
lich Carl
das offer
„Verdan
Er
Gesicht
gelb un
Er zog
Bormär
Se
schloß d
S
troß sei
Sie erfo
Bett. G
Gesicht
großen
wurde
war. G
Brust.
„B
drügend
Au
Gin
die hoch
und S.
Ausstell
allgemei
neue
brandba
ahnte.
Stäbchen
mit Hül
artig an
diesem
und die
den We

Ueber den parteitaktischen Werth der Unterschriften-
sammlung, wiewohl dieser Punkt ja seiner Zeit nicht der entschei-
dende gewesen ist für Ergründung des Referendums — wenn
in gewissen Blättern immer und immer wieder das Gegentheil
behauptet wird, beruht dies einfach auf Irrthum oder Unwahr-
heit — haben wir uns schon ausgesprochen. In der That ist
er gar nicht gering anzuschlagen. Nicht allein wissen wir jetzt,
dass wir stark genug sind, 30000 Unterschriften zusammenzu-
bringen, sofern nur rechtzeitig mit dem Sammeln begon-
nen wird, sondern man konnte aus der Unterschriften-
sammlung auch viele Lehren ziehen, welche es ermöglichen, bei ähn-
lichen Aktionen in Zukunft manchen Fehler zu vermeiden
und die schließlichen Resultate nach jeder Richtung
hin für die Partei wesentlich günstiger zu ge-
halten. Viele bisher noch zaghafte Parteigenossen
haben an Selbstvertrauen gewonnen und werden bei
künftigen Unterschriften-sammlungen energischer und muthiger
ins Feld gehen, als es diesmal noch der Fall war.

Die Schweizer Sozialdemokratie hat mit einem Wort —
darin sind alle erfahrenen Genossen, deren Meinung wir zu
hören Gelegenheit fanden, mit uns einig — durch die äußerlich
allerdings mißglückte Unterschriften-sammlung an innerer Stärke
ungemein gewonnen. Deshalb auch das fortwährende Ge-
schimpfe der Gegner!

Man muß beachten, daß dieser Referendumsantrag die
erste große selbstständige politische Aktion der schweize-
rischen Sozialdemokratie war, und daß man erst nach Verlauf
vieler Wochen sich zu diesem Vorzuge entschloß, wodurch der
Termin für die Unterschriften-sammlung sehr abgekürzt wurde.
Wir bezweifeln nicht, daß das Schweizer Arbeiterblatt mit seiner
Auffassung über die Zukunft der Partei in der Schweiz voll-
kommen recht hat. Vergessen soll man aber im Ausland auch
nicht, daß der Grund zur Einsetzung des Generalanwalts nicht
blos die Thätigkeit der ausländischen Sozialisten in der Schweiz
war, sondern mindestens ebenso sehr die Ueberwachung
des Volkspöbelthums bezweckt. Dem letzteren ist das
Handwerk ein für alle Male gelegt und das ist ein Vortheil
den namentlich die deutsche Sozialdemo-
kratie sich wohl gefallen lassen kann.

Das Parteikomitee der Schweizerischen
Sozialdemokratie erläßt folgenden Aufruf:
Sozialdemokratische Partei.

Wir theilen den Parteigenossen mit, daß wir die Abhal-
tung des diesjährigen Statutengemäßen Parteitagcs auf Son-
ntag, den 27. Oktober, anberaunt haben. Die Lokalorgani-
sationen wollen bei Zeiten ihre Delegirtenwahlen treffen und
uns bezüglich der Mittheilung machen. Die Einsetzung von wich-
tigeren Anträgen, welche dieselbe zu stellen gedenken, bis zum
15. Oktober, wäre uns behufs Vorberathung willkommen.
Besonderen Wünschen, den Parteitag betreffend, werden wir
nach Möglichkeit gerne entsprechen.

Mit sozialdemokratischem Gruß
Bern, den 18. September 1889.

Ramens des Parteikomitees:
Der Präsident: Alex. Reichel.
Der Sekretär: A. Steh.

Dänemark.

Dänemark hat gleich Deutschland die baldige Ansetzung
allgemeiner Wahlen zu erwarten. Doch wird der jetzt anber-
raunte Reichstag wohl noch seine volle Lebensdauer bis zum
23. Januar auskosten können. Eine Beendigung des Ver-
fassungswortes ist auch jetzt noch nicht abzusehen, trotzdem in
den Reihen der Opposition Stimmung für Ausgleichsverhand-
lungen vorhanden ist. Eine hier am Sonnabend abgehaltene Ver-
sammlung von Delegirten der demokratischen Vereine des Landes
hat freilich beschlossen, an der Verhandlungspolizei festzuhalten, je-
doch erwartet Niemand, daß es zu einer Verständigung zwischen den
streitenden Parteien kommt, da die Opposition keinesfalls der
unbilligen Befestigung Kopenhagens zustimmen wird. Jeden-
falls wird man oppositionsweiserseits erst die Folkethingwahlen
abwarten, bevor man sich zu irgend welchen Verhandlungen
mit der Regierungspartei einläßt. Der frühere Folkething-
präsident Berg, welcher Gegner der Ausgleichsbestrebungen ist,
hat sich mit einigen Gesinnungsgenossen von dem Gros der
Opposition getrennt.

Großbritannien.

Die Bewegung zur Organisation von
Trades Unions der Arbeiterinnen — so lautet
der offizielle Titel — geht mächtig voran und trägt das eigen-
artige Gepräge englischer Arbeiterbewegung. Nämlich auch
Mitglieder der beherrschenden Klasse, Adlige und Hochwürden-
träger der Kirche nehmen Theil. Und wenn nicht ein ganz
neuer Faktor herausgetreten wäre, so würden wir annehmen
können, es handle sich um eine neue Auflage der früheren Frauen-
bewegungen unter der Patronage des übrigens hoch verdienst-
vollen Billantropen Lord Shaftesbury, der in seiner
Jugend Lord Ashley hieß, und mit der Geschichte der eng-
lischen Zehntundenbill eng verwahten ist. Lord oder eigent-
lich Earl (Graf) Shaftesbury that bekanntlich sehr viel, um
das öffentliche Mitleid für das Loos der unglücklichen Nichte-

rinnen zu erwecken, und es gelang ihm auch, mit einem
bedeutenden Aufwand agitatorischer Kraft, verschiedene
Wohltätigkeitsanstalten zu gründen, die gleich allen
Wohltätigkeitsanstalten, die Wurzel des Übels nicht be-
rührten und mit Theelöffeln den Ozean des Übels ausschöpfen
wollten.

Diesmal ist es anders. An der Spitze der Bewegung steht
der Sozialist und Arbeiterorganisator Burns, und nicht um
Gründung einer Wohltätigkeitsanstalt handelt es sich, sondern
um gewerkschaftliche Organisation der Arbeiter-
innen, damit sie in den Stand gesetzt werden, an der Seite
ihrer männlichen Arbeitsgenossen den Klassenkampf zu kämpfen.
In der Resolution, welche Burns auf einem, im Ostende abge-
haltenen Massenmeeting von Arbeiterinnen einbrachte und
welche einstimmig Annahme fand, heißt es ausdrücklich, daß
der Zweck der neu gegründeten „Union“ der Arbeiterinnen die
Erlangung kürzerer Arbeitszeit, besserer Löhne und überhaupt
besserer Arbeitsbedingungen ist.

Holland.

Amsterdam, 11. Oktober. Zu den wichtigen Ereig-
nissen auf dem Gebiete der Kolonialpolitik gehört ohne
Zweifel die Errichtung eines Anti-Opiumbundes, zu
dem eine große Anzahl Männer die Initiative ergriffen haben.
Bekanntlich ist die inländische Bevölkerung unserer indischen
Kolonten in hohem Maße dem Opiumrauchen ergeben, das auf
sie denselben schädlichen Einfluß ausübt, wie der Alkohol-Miß-
brauch auf die Europäer. Die indische Regierung verpachtet
das Recht, Opium auf Java zu verkaufen, dem Reichthümlichen,
und seit Jahren ist dieses Recht ganz in den Händen von
Chinesen, welche natürlich großen Gewinn machen. Allein auch
für die Regierung ist der Opiumhandel sehr erträglich, was am
deutlichsten aus folgenden Ziffern hervorgeht. Der Ertrag
des Opiums für ganz Indien war:

im Jahre 1792	250 000 fl.
„ 1822	1 500 000 „
„ 1825	2 000 000 „
„ 1855	6 500 000 „
„ 1861	11 000 000 „
„ 1870	10 000 000 „
„ 1877	13 000 000 „
„ 1888	20 000 000 „

Deshalb thut die Regierung nichts, um den Verkauf des
Opiums zu beschränken. Im Gegentheil, sie schießt sogar die
Augen über dem Schmuggelhandel und scheint nicht zu sehen,
daß, während dem Gesetze zufolge auf Java nur 854 Verkaufsstel-
len für Opium bestehen dürfen, doch Tausende von geheimen
Opiumneipen existiren. Diesem Mißbrauch energisch entgegen-
zutreten, ist der Zweck des Anti-Opiumbundes. Der Bund
verlangt, daß die Regierung mit einer gründlichen Abänderung
des jetzt bestehenden Pachtsystems beginne, und zwar so, daß
kein Pächter ein persönliches Interesse dabei habe, das schäd-
liche Opiumrauchen, wie es jetzt die Chinesen thun, mit allen
Kräften zu fördern. Wenn eine derartige Anordnung getroffen
worden sei und die Regierung alsdann den Schmuggel kräftig
bekämpfe, sehe eine erhebliche Verminderung des Opiumver-
brauches in Aussicht, was natürlich in erster Linie zu der Ver-
besserung der körperlichen, geistigen und materiellen Lage der
Inländer beitragen werde.

Frankreich.

Der „Petit Moniteur“ thut die neue Kammer nach
den Berufsarten ihrer Mitglieder ein. Dieselbe setzt sich zu-
sammen aus 116 Rechtsanwälten, 92 Grundbesitzern, 57 Indu-
striellen oder Kaufleuten, 48 Aerzten, 40 Zeitungsschreibern,
41 ehemaligen Offizieren, 15 Doktoren der Rechte, 15 ehe-
maligen Richtern, 14 Ingenieuren, 12 ehemaligen Diplomaten,
11 ehemaligen Präfecten, 11 Sachwaltern, 10 Finanzleuten,
7 Verwaltungsgemeinen, 6 Rhetoren, 6 Arbeitern, 5 ehemaligen
Staatsräthen, 5 ehemaligen Professoren, 5 Handelsangestellten,
4 Apothekern, 3 Hüttenbesitzern, 2 Akademikern, 2 ehemaligen
Auditoren im Staatsrathe, 2 Volkswirthen, 2 Generalen,
2 Admiralen, 2 Bauunternehmern, 1 Eisenbahn-Spektor,
1 Bischof, 1 protestantisches Prediger, 1 Inhaber einer Tabaks-
niederlage, 1 Zahnarzt, 1 Maler, 1 Komponist, 1 Käsehändler,
1 Thierarzt, 1 Chemiker, 1 Zeugdrucker und 1 Buchdrucker.
— Die Woulangisten folgen dem Beispiele ihres Parteihauptes und
begeben sich auf Reisen. Die „Bataille“ löst sich aus London
telegraphiren, Rochefort sei seit 3 Tagen spurlos verschwun-
den. Seit einiger Zeit habe man in den Straßen Londons
eine Flugchrift mit dem Titel: „Rochefort on England“ ver-
kauft, welche in beiden Sprachen die im „Intransigent“
gegen England und die Königin Victoria veröffentlichten
Schmähtartikel enthielte. Da an hoher Stelle die Rede davon
gewesen sei, Rochefort wegen Majestätsbeleidigung zu ver-
folgen, habe dieser vorgezogen, sich rechtzeitig aus dem Staube
zu machen. — Laguerre ist nach Italien gereist, um sich
von den Strapazen des Wahlkampfes zu erholen.

In dem Kohlenbezirke des Pas-de-Calais bei Lens
haben 500 Bergleute die Arbeit eingestellt. Es wurde am
Morgen noch von einigen Bergleuten gearbeitet, Nachmit-
tags um 2 Uhr beim Schichtwechsel wollte aber Niemand

mehr einfahren. Es herrscht völlige Ruhe und Ordnung
in Lens. Die Arbeiter haben Anordnungen an die Bergleute,
den übrigen Gruben mit der Aufforderung an die Bergleute,
sich dem Ausstande anzuschließen, abgeschickt. Die Forderungen
bestehen in einer Verkürzung der Schichtdauer und einer Ge-
haltserhöhung. Bis jetzt ist noch kein Vergleich mit der Berg-
werksgesellschaft zu Stande gekommen. — In Marseille
ist ein Ausstand unter den 500 Arbeitern der Basmaten-
fabrik Masargues ausgebrochen.

Der Ausstand im Kohlenbezirke von Lens
nimmt an Ausdehnung zu. Jetzt haben 2800 Bergleute die
Arbeit eingestellt. Die Arbeiter fordern: 1) eine Lohnerhöhung
von 1 Fr. täglich für die Arbeiter, 75 Cts. für die Karren-
schieber und 50 Cts. für die Auslader. 2) Aufhebung der
langen Schichten. 3) Aufrechterhaltung der Wittimen in den
Bezügen ihrer Gatten. 4) Sorge für die alten Arbeiter durch
die Gesellschaft. 5) Aufhebung der Strafgebel durch Ab-
wesende.

Asien.

Japan hat bekanntlich neue Handelsverträge mit Deutsch-
land, den Vereinigten Staaten, Rußland und Italien ge-
schlossen und mit Großbritannien und Frankreich schwebend
Unterhandlungen für den Abschluß neuer Verträge. In Laube
aber herrscht Unzufriedenheit über die Weise, in welcher die
Revision der Verträge durchgeführt wurde. Namentlich wird
die Ausländern gewährte Erlaubnis, Grundbesitz im In-
nern zu erwerben, heftig beanstandet. Am 25. August fand
in der Hauptstadt in einem der größten Theater eine Massen-
kundgebung gegen die neuen Verträge statt, welche drei Tage
dauerte und während welcher 47 Reden gehalten wurden.

Gerichts-Beilage.

Zum Begriff des „groben Unfugs“. In der letzten
Zeit ist vielfach von Urtheilen berichtet worden, welche in Nach-
richten, die durch die Presse verbreitet worden waren, einen
„groben Unfug“ feststellten und die Redakteure demgemäß mit
Strafe belegten. Verbreitung alarmirender Gerüchte, Beleidig-
ungen von Körperschaften, politische Streifschriften und dergl.
mehr wurden unter diesen Rechtsbegriff gebracht. Ein gewisser
Aufsehen erregte ein Urtheil des Landgerichts Waagen, dem
folgender Thatbestand zu Grunde lag.

In der „Zeit. Mittag.“ erschien ein politischer Artikel, der
heftige Ausfälle gegen die sog. Kartellparteien enthielt und mit
Anführung von „11 Geboten“ schloß, die für das Verhalten
jener Parteien maßgebend seien. Das Gericht fand, daß der
Redakteur der Zeitung als gefänglich nach § 20 des Preßgesetzes
zu fungirender Thäter des Vergehens gegen § 166 Str.-G.-B.
(Beschimpfung einer Religionsgesellschaft beim deren Ein-
richtungen) durch Verhöhnung der zehn Gebote schuldig sei.

Dem Verfasser des Artikels gegenüber hielt das Gericht
dieses zwar nicht für festgestellt, weil demselben als einem religiös
gesinnigen, die Kirche regelmäßig besuchenden Manne der Vor-
satz einer Beschimpfung nicht nachgewiesen sei, wohl aber verurtheilte
das Gericht denselben wegen „groben Unfugs“, weil der Aufsatz
„eine an sich ungebührliche Kundgebung enthalte“, welche geeignet
sei, „den öffentlichen Frieden zu stören, insofern er den An-
spruch der Staatsbürger auf Achtung ihrer politischen und
religiösen Ueberzeugung verletze, dadurch zu Erwidierungen und
selbst zu Gewaltthatigkeiten anreize und somit das Publikum
belebige.“

Das Reichsgericht hat dieses Urtheil vernichtet und den
Verfasser des Artikels freigesprochen. Die Gründe, welche bei
der großen Bedeutung der Rechtsprechung des höchsten
Gerichtshofes eine Weisung für die deutschen Gerichte bilden,
sind zugleich für die Presse und das ganze politische Leben von
so weittragender Bedeutung, daß es geboten erscheint, sie wenig-
stens auszugeweiht zu veröffentlichen. Das Reichsgericht betont
zunächst im Anschluß an seine bisherige Rechtsprechung, daß
die Strafbestimmung des § 360 Nr. 11

keineswegs eine allgemeine Strafanordnung gegen jeden
stören den Eingriff in die unter dem Schutze der öffent-
lichen Ordnung stehenden Interessen und Gerechtfame
enthalte, sondern daß hierzu erforderlich sind

solche den äußeren Bestand der öffentlichen Ordnung
unmittelbar verletzende Ungebührlichkeiten, durch welche
das Publikum schlechthin, nicht also ein individuell be-
grenzter Personenkreis gefährdet oder belästigt wird.

Das Urtheil führt diesen Satz des Näheren aus und er-
örtert die Frage, ob durch die Presse „grober Unfug“ verübt
werden könne. Nachdem es diese Frage im Allgemeinen be-
jaht hat, führt es zu dem konkreten Fall übergehend, wörtlich
fort:

Die Art, in welcher die Vorinstanz vorliegenden
Falles den § 360 Nr. 11 auf einen politischen Zeitungs-
artikel anwenden will, kann nicht gebilligt werden. Diese
Methode würde in der That dahin führen, was abge-
lehnt werden muß, daß die ursprünglich nur bubenhaften

„Dummheiten das“ grollte Zacharias, sich sehend.
„Verdammt, muß man also aufstehen!“

Er war mager und krafllos gebaut; auf dem schmalen
Gesichte sproßte ein spärlicher Bart; das Haar war
gelb und der Leint blutarm, wie in der ganzen Familie.
Er zog sein Hand bis zu den Knien hinab, denn ihn fror.
„Es hat geläutet!“ rief seine Schwester; „also sint!
Vorwärts, der Vater wird böse!“

Jeanlin aber hatte sich wieder in die Decke gehüllt,
schloß die Augen und sagte schläfrig:

„Geh zum Kukul und laß mich zufrieden.“

Sie lachte gumüthig auf. Er war so klein und dünn
trotz seiner durch die Stropheln angeschwollenen Gelenke.
Sie erfaßte ihn mit beiden Armen und hob ihn aus dem
Bett. Er zappelte mit den Beinen; sein matted, farbloses
Gesicht mit dem krausen Kopfe, den grauen Augen und den
großen Ohren, ein Gesicht, wie es kleine Affen haben,
wurde blaß vor Aerger darüber, daß er der Schwächere
war. Er wehrte sich und biß seine Schwester in die rechte
Brust.

„Verfluchter Bengel!“ rief sie, einen Schrei unter-
drückend, und ließ ihn auf den Boden gleiten.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Kunst und Leben.

Eine neue Vervollkommnung des Mikroskopes,
die höchste bisher erreichte, ist dem optischen Institut von W.
und O. Seibert in Wehlar gelungen, deren Leistungen auf der
Ausstellung der Heidelberger Naturforscher-Versammlung
allgemeine Bewunderung und Anerkennung fanden. Das
neue Mikroskop hat einen inneren Bau der Miß-
brandbazillen aufgedeckt, von dem man bisher nichts
ahnte. Während diese nämlich bislang als einfache
Stäbchen ohne besondere Merkmale erschienen, sieht man sie
mit Hilfe des neuen Apparates aus einer Anzahl perlschnur-
artig an einander gereihten kleinen Körperchen bestehend. Um
diesen dunklen Stäbchenheil befindet sich eine helle ovale Zone,
und diese wiederum wird von einer dunklen, stark lichtbrechen-
den Membran nach Außen begrenzt. Jene kleine Perlen sind

nicht etwa die Sprossen eines in Theilung begriffenen Stäb-
chens; denn diese macht sich innerhalb jener Perlen besonders
kenntlich durch helle Streifen, welche von der äußeren Membran
her immer weiter in das Innere eindringen, bis die vollstän-
dige Theilung erfolgt ist. Die einzelnen Perlen des Thei-
lungsprozesses lassen sich an verschiedenen Präparaten sehr leicht
verfolgen. Das Mikroskop ist aus apochromatischen Linsen ge-
baut und gestattet eine Vergrößerung der Objekte bis in's
2250fache. Die mikroskopische Forschung darf schöne Hoffnungen
auf die Leistungen des neuen Apparates setzen.

Die höchste Spitze des Owen Stanley-Gebirges in
New-Guinea ist einem der Londoner Oeographischen Gesellschaft
zugehenden Berichte zufolge zum ersten Male vom Verwalter
dieser Provinz, Sir William Macgregor, erstiegen. Vor etwa
40 Jahren wurde dieses Gebirge durch den Kapitän Owen
Stanley entdeckt und führte seitdem den Namen dieses See-
mannes. Macgregor, von seinem Privatsekretär Cameron be-
gleitet, unternahm seinen Zug am 20. April. Die Gesellschaft
bestand aus vier Europäern und 33 Eingeborenen, darunter
einigen erfahrungreichen Bergsteigern. Nach vielen erfolglosen
Versuchen und Rückschlägen gelang es ihnen Ende Mai, auf der
Spitze des Ausgrabe-Berges, 9100 Fuß hoch, ein Lager anzu-
legen, wohin dann die Vorräthe befördert wurden. Am
11. Juni bestieg Macgregor die höchste Spitze, 13121 Fuß
hoch, welcher er den Namen Berg Victoria gab. Er beschreibt
das Klima als neblig und unangenehm bis zu 8000 Fuß hoch,
weiter oben hingegen als eins der schönsten in der Welt. Der
Himmel ist wunderbar klar; die Gesellschaft verbrachte 10 Tage
in einer Höhe von über 10000 Fuß und hatte nie eine
Wolke gesehen. Das Meer ist von beiden Seiten sichtbar. Er
sah Gänseblümchen, Butterblümchen und Bergknechtling in
großer Menge und brachte Vorkraut mit sich, welches dem
schottischen ganz ähnlich ist. In einer Höhe von 12000 Fuß
gibt es keine Bäume mehr, aber der Gipfel des Berges ist mit
uppigem Gras bedeckt.

Ueber das neue Schlafmittel Somnal. Das von
Herrn Apotheker S. Kadlauer (Kronapothek) in Berlin dar-
gestellte Somnal in ätherisirtes Chloralurethan von der Formel
C₁₂H₁₁O₂N und wird aus Chloral, Alkohol und Urethan dar-
gestellt. Es unterscheidet sich von dem bisher bekannten
Chloralurethan durch den Gehalt von 2 C und 4 H.

Somnal besitzt einen Schmelzpunkt von 42 Gr. C. und
siedet im Vakuum etwa bei 145 Gr. C. Dasselbe wird durch
Zusatz von Silbernitrat nicht verändert; ebensowenig durch
Säuren. Somnal wird in Dosen von 2 Gramm am besten

mit Zusatz von Solutio Succi Liquirit, oder Syrup. Rubi Idaei
nach folgender Verordnung gegeben:

Rp. Somnal	10,0
Aq. destillat.	45,0
Solut. Succi Liquirit.	20,0

des Abends 1 Eßlöffel.
In dieser Dosis von 2 Gramm bewirkt das Somnal nach
vielen damit angestellten ärztlichen Versuchen schon ½ Stunde
nach dem Einnehmen einen 6- bis 8stündigen ruhigen Schlaf
ohne nachherige unangenehme Nebenwirkung. Es zeichnet sich
nach Angabe des Fabrikanten vor den anderen Schlafmitteln
dadurch aus, daß der Schlaf bereits nach ½ Stunde eintritt,
daß er 6 bis 8 Stunden dauert, und daß das Somnal keinen
Einfluß auf die Verdaunung, den Puls, die Athmung und die
Temperatur ausübt, somit in seiner Wirkung die vortheilhaften
Eigenschaften des Chloralhydrates und des Urethens vereinigt,
ohne die unangenehmen Nebenwirkungen der beiden Salze zu
zeigen.

Die Geschichte einer „Sehenswürdigkeit“ erzählt der
New-Yorker Korrespondent der „Fr. Zig.“ wie folgt: Vor
einigen Wochen gestand in Texas ein Mann auf seinem Sträu-
bette, vor zwölf Jahren einen Mord begangen zu haben, für
den ein anderer verurtheilt und hingerichtet worden sei. Das
letzte entsprach jedoch nicht der Wirklichkeit. Jener andere
war allerdings zum Tode durch den Strang verurtheilt, aber
vom Gouverneur des Staates zu lebenslänglicher Gefängnis-
strafe begnadigt worden. Nach langem Suchen fand man den
Menschen in einer kleinen Grenzfestung auf, wo er seine
Tage in einer engen Zelle, mit monotoner, geistlösender
Handarbeit beschäftigt, dahinträumte. Das Schicksal,
welches ihm ein so grenzenlos trauriges Loos be-
schieden hatte, schien aber einen Theil seines Unrechts
wieder gut machen zu wollen. Als man nämlich den un-
schuldig Leidenden fand, bot er einen höchst seltenen Anblick
dar: seine Haare hingen in langen, dunklen Strähnen bis zu
den Knien herab, denn die Beamten jener Festung hatten es
während der zwölfjährigen Haft nicht ein einziges Mal
schneiden. Und nun ist es nach einem wochenlangen, heißen
Kampfe der sämtlichen Dime-Museen des Landes endlich
einer dieser Schaubuden gelungen, den Freigelassenen zu ge-
winnen, um ihn als „die verfolgte Unschuld mit langen
Haaren“ oder den „Spielball des Schicksals“ öffentlich auszu-
stellen. Das Museum hat diese neue Kuriosität vorläufig auf
zwei Jahre und zwar mit einem Wochenhonorar von nicht
weniger als 40 Dollars verpflichtet.

Die Pestbeulen der Industrie.*)

In diesem Augenblick sind die Baumwollen-Fabriken in den größten Grafschaften Englands Lancashire, Yorkshire und Schottland vollständig gelähmt und es sind Zehntausende von Arbeitern aus der Beschäftigung hinfällig mit Weibern und Kindern auf das Straßenspalt geworfen worden, und dies Alles durch die faulen Nachenschaften eines holländischen Börsenjobbers, Namens Steenstrand. Dieser gaunerische Spekulant hat den ganzen Baumwollenmarkt von Liverpool in seine Hände gebracht. (Corned). Das bedeutet das Baumwollengeschäft des ganzen Landes und wohl auch der ganzen Welt (mit Ausnahme der Vereinigten Staaten).

Dieser Mensch war schlauer, als eine große Menge in derselben Richtung spekulierender Geschäftsleute und Baumwollfabrikanten, welche schon lange sich mit demselben Börsenschwindel beschäftigt hatten. Die fähle Verwegenheit, mit welcher dieser heralose und habgierige Waffler seine verdeckt angelegten Intriguen vortrieb, ist fast ohne Beispiel in den sonst an schändlichen Vorgängen überreichen Berichten der Hauptstadt und ihrer Börse; auch die Methoden der übrigen Jobber sind gleich schändlich gewesen.

Diese Baumwollen-Verschöpfung datirt schon seit dem November vor. J. Sie zeichnet sich aus durch eine vollständige Rücksichtslosigkeit, nicht bloß gegen die Lebensinteressen der Arbeiter, als auch gegen die allgemeinen, anständigen Handelsmaximen und Prinzipien. (Wer laßt da?)

Dieser kapitalistische Prozeß löst sich nun zu seiner z. herben Konsequenz zu, und die Baumwollfabrikanten sind Steenstrand auf Gnade und Ungnade verfallen. Er setzt ihnen in diesem unblutigen und doch tödtlichen Kampfe das Messer an die Kehle. Entweder müssen sie ihm die Baumwolle zu den Preisen, die er allein bestimmt und monopolisiert abkaufen und müssen also furchtbar unter den Händen dieses schouungslosen Spielers verbluten oder sie müssen ihre Fabriken still stellen lassen.

Bereits kann man wahrnehmen, welchen Weg sie einzuschlagen gedenken. In Preston stehen bereits 8 Fabriken still. In Blackburn stehen 14 müßig, und es ist klar, in wenigen Tagen werden alle Baumwollfabriken ihre Thätigkeit eingestellt haben. Es ist wohl unnötig, den Lesern das Elend zu schildern, was nothwendig daraus entstehen muß für die vielen Tausende hungernder Menschenkinder.

Dies ist eine schreckliche Aussicht, und man kann sich nicht wundern, daß nun die Arbeiter sich mit ihren Fabrikherren gegen den gemeinschaftlichen Börsenfeind vereinigt haben, um gemeinschaftlich diesem schändlichen Spiel mit dem Lebensglück so vieler Tausender entgegen zu wirken. Es ist aber fraglich, ob dies weise ist.

Die Arbeiter von Blackburn hielten eine beratende Versammlung ab und beschloßen eine Resolution, im Falle die Fabrikherren ihre Mühlen im Oktober 14 Tage still stehen lassen, dieselben zu unterstützen, damit in sämtlichen Fabriken die Arbeit aufhöre und die Fachvereine werden mit ihrer ganzen Macht beistehen. Jedenfalls müssen die Arbeiter ihre Interessen am besten selbst zu beurtheilen wissen.

Diese elende Verschöpfung Steenstrand's soll und muß vernichtet werden und da in England und auf der ganzen Welt die Gesehe eingerichtet sind zum Vortheil der Reichen, so giebt es keinen anderen Ausweg, ihn zu bestrafen, als indem sämtliche Fabriken zu arbeiten aufhören.

Aber dabei ist zu bedenken, daß die Arbeiter nicht die Schuld an allen diesen Verschöörungen des Börsenjobbers tragen und doch dabei am meisten zu leiden haben. Auch die Fabrikbesitzer haben in einem hohen Maße diesen Intriguen Vorschub geleistet und sollten sie nun auch die Verantwortlichkeit tragen.

Alle diese Operationen der Börsenspieler unterscheiden sich nicht wesentlich von dem gewöhnlichen Treiben, welches man täglich an der Börse beobachten hat, wahr zu nehmen. Der Schlauste gewinnt. Der Diamant schneidet eben den Diamanten allein.

Das ganze Geschäftszusammenhang ist eben nichtswürdig auf

*) Wir bringen den Artikel verspätet zum Abdruck. Der Baumwoll-Corner ist inzwischen zusammengebrochen, wie unser Londoner Korrespondent vor einer Woche gemeldet hat.

Ueber die Mimik der Rassen.

Von Paul Mantagazza.

Die Art, wie die verschiedenen Völkerrassen ihre Gemüthsbewegungen ausdrücken, ist von den Reisenden wohl in ihren Berichten erwähnt worden, aber dennoch ist das vorhandene Material über diesen interessanten Gegenstand äußerst gering. Selbst Darwin, welcher sich eingehender als irgend ein anderer mit der ethnischen Mimik befaßt und der einen Fragebogen zusammengestellt hat, um Antworten zu sammeln über die Art und Weise, wie die verschiedenen Völker des Erdkreises ihre Gemüthsbewegungen ausdrücken, hat in seinem Werke nur spärliches Material bieten können. Diefem will ich das wenige hinzufügen, was ich in meinen Reisen durch Amerika und Afrika gesammelt habe und überlasse die Fortführung des Gegenstandes der Forschung der Zukunft.

Bei dieser Art von Untersuchungen muß man unendlich vorsichtig vorwärts gehen, um nicht aus unzulänglichen Thatfachen allgemeine Gesehe aufzustellen. Wer von uns hat nicht schon hundertmal von den Verschiedenheiten gelesen, welche bei den Europäern im Ausdruck ihrer Gemüthsbewegungen beobachtet worden und daraus schöne, reizende Theorien über den Einfluß des Klimas auf die menschliche Natur hergeleitet. Und doch, wie viel gewagte Hypothesen, wie viel falsche Gesehe, wie viel vorzeitige Synthesen: Dies nur ein Beispiel: Die Bewohner Scandinaviens sind sehr mächtig in ihren Bewegungen, wenig lebhaft, sehr schweigsam; sie besitzen im ganzen eine sehr reservirte, ich möchte sagen, sehr konzentrirte Mimik.

Kommen wir aber nach Bergen, einer der größten Städte Norwegens, so finden wir statt dessen lauter heitere, lebhaftere Menschen mit exzentrischer, höchst beweglicher Mimik. Woher kommt das? Auch hier ist's kalt, und doch — warum ist die Mimik so abweichend von der, die man in Kronbjern und Christiania beobachtet? Das kommt daher, daß nach Bergen in früheren Jahrhunderten eine große Einfuhr von irischen Sklaven stattfand; daher befindet sich viel irisches Blut dort, welches die Telegraphie der Gesten und die stürmische Lebhaftigkeit der Mimik mitgebracht hat.

Ausbeutung der Nebenmenschen berechnet und ist Hazardspiel wie das Wetten beim Pferderennen und beim Bakarat.

Man kann sehr leicht den Beweis erbringen, daß dieser Börsenspieler Steenstrand um nicht ein Jota schlauer und habgieriger ist, als die meisten nicht Baumwollfabrikanten, welche jetzt in ein tagendhaft stilles G. jammer ausbrechen über die teuflischen Pläne des Holländers, welcher die armen Arbeiter ruinirt.

Im letzten Herbst v. J., als eine Periode großer Geschäftsthitigkeit infolge vielen Bedarfs eingetreten war, da hob sich der Preis für Baumwolle pro Pfund von 54 D. Anfang September bis zu 6 D. am Schluß des Monats. Dann trat ein Rückgang im Preise ein, veranlaßt durch Ueberschätzung der Ernte des kommenden Jahres.

Nun begannen die Spekulanten der Börsenleute, mit größter Energie die künftige Ernte aufzukaufen. Die Fabrikanten benutzten ebenfalls den Fall der Preise und spielten wie Steenstrand, indem sie glaubten, der Markt würde mit Baumwolle überfüllt werden.

Steenstrand aber hatte einen anderen Plan als diese Schläumeier und kaufte alle Baumwolle die er kriegen konnte, auf zum niedrigen Preise für künftige Lieferung. Nun auf einmal zogen die Preise wieder an, und da Steenstrand im Besitz der Baumwollen-Lieferungen ist, so kann er die Preise bestimmen. Er hatte ganz richtig auf eine schlechte Ernte spekulirt, wo die Preise in die Höhe gehen würden, und die Fabrikanten hatten auf eine gute Ernte gerechnet mit niedrigen Preisen.

Nun geschah es aber, daß Steenstrand richtig getathen hatte und nicht die Verrten Fabrikanten, welche nun ganz heuchlerisch ihn der allgemeinen Achtung preisgeben wollten, als wenn ihre eigenen schmutzigen Finger rein und zweifelsohne wären. Der Topf schilt den Kessel schwarz.

Kein ehrlicher Mann wird die geringste Sympathie mit diesen Hazardspielern haben und es ist in diesem Falle erklärlich, daß die Arbeiter gemeinschaftliche Sache mit den verlierenden Fabrikanten machen, diese traurige Nothwendigkeit ist zu bedauern.

Gärten die Baumwollfabrikanten sich auf ihr Geschäft beschränkt und nicht Baumwolle gefirrt, so hätte auch Steenstrand nicht den Markt beherrschen können. Denn wo keine spekulierenden Käufer sind, da kann es auch keine solchen Verkäufer geben. Warum kauften die Fabrikanten nicht die Baumwolle, wenn sie diese brauchten und gingen an die Börse um die Preise zu drücken. Dann hätte diese Krisis auch nicht eintreten können. Nun schließen sie ihre Fabriken und den Verkauf der Baumwolle zu hemmen und wer hat den ganzen Schaden dieses unnatürlichen Verkehrs zu tragen? Der arme Baumwollarbeiter mit seiner unschuldigen Familie.

Eine vollständige Ironie auf den Fortschritt in der Kultur ist diese elende Lage, in welche eine der größten Industrien der Welt durch eine Koite schändlicher Spieler verlegt worden ist. England ist wohl der größte Baumwollkonsument der Welt. Ihm gehören die Hälfte aller Spindeln und es verbraucht ein Drittel aller produzierten Baumwolle. Der amerikanische Konsul Reichensburg sagt in einem Bericht an seine Regierung, daß die englischen Baumwollen-Spinnmaschinen in Bezug auf Leistungsfähigkeit unübertroffen daständen.

In 14 Jahren bezahlte sich die Maschine, während im übrigen Europa dazu 20—28 Jahre gehören und obwohl die englischen Arbeitslöhne höher sind, so ist der Gewinn trotz alledem weit größer, fast noch einmal so groß als dort.

An diesem stolzen Resultat trägt die Hauptursache der englische Arbeiter, trotzdem erhält er nur einen sehr kleinen Antheil an diesem riesigen Nutzen. Und ist es nicht eine himmelschreiende Schande, daß ihm selbst dieser kleine Antheil an den hervorgebrachten Reichthümern durch solche elende Pumpen wie dieser Börsenjobber Steenstrand, verkrümmert und gefährdet wird. Ein Keel, der gar nicht arbeitet, vom Geschäft nichts versteht, sondern led'iglich auf gut Glück mit dem Gelde in den Hosenentaschen klumpert an die Börse geht und Hazard spielt, bei welchem das Leben und das Glück der Arbeiterfamilien aufs Höchste gefährdet wird.

Dieses Börsenjobberpiel ist viel gemeinschädlicher als Pferderennen-Wetten und Spielbanken, welche die Behörden so geschäftig sind zu unterdrücken. Ist so etwas nicht lächerlich im höchsten Grade. Werden nicht da bloß Dummköpfe und

Man begegnet dort auch Norwegern, aber von ganz verschiedener Rasse. Und wer wollte nun gar wagen, von einer italienischen Mimik zu sprechen, welche in Neapel, in Mailand, in Cagliari und Turin so ganz und gar verschieden ist?

Die ethnischen Einflüsse der Mimik lösen sich ferner in andere Elemente auf, welche wir bereits beobachtet haben, und zwar sind es die verschiedene Intelligenz, die verschiedene Kultur, der verschiedene Charakter; und wenn man diesen die geschichtliche Ueberlieferung hinzufügt, welche durch den Nachahmungstrieb aller Menschen eines Landes einen einheitlichen Stempel aufdrückt, so haben wir fast die Analyse der beschränkenden Einflüsse der Mimik beendet, welche wir unter dem Namen Rasse zusammenfassen.

Die Beweglichkeit der Züge ist bei den verschiedenen Rassen sehr verschieden und steht nicht immer im Verhältniß zu dem Grade der psychischen Entwicklungsstufe. So finde ich, um nur von den Völkern zu sprechen, die ich kennen gelernt habe, daß die Neger im allgemeinen eine sehr bewegliche Physiognomie haben, obgleich sie bei schlechter Theilung der Arbeit der Gesichtsmuskeln die Bewegungsbündel in ganzen Gruppen zusammenziehen und wieder freilassen. So viele Grimassen auch die Neger mit ihrem Gesicht machen können, so haben doch die Italiener, welche auf einer viel höheren Stufe stehen, auch ein höchst bewegliches Gesicht, und wiederum habe ich kaum irgendwo unbeweglichere Gesichter gesehen als bei einigen eingeborenen Stämmen der argentinischen Pampas (den Tehuelchen, Pehuelchen, Nanquelen etc.)

Bei den Völkern verfeinerter Rassen tragen auch die Nahrungsmittel bei, die Beweglichkeit des Gesichts zu beeinflussen. Der Genuß des Kaffees, Thees und Guaranas regt die Reizbarkeit an, machen die Mimik lebhaft, während Tabak, Opium, Kola und andere narkotische Mittel die Gesichtsmuskeln starr machen und dem Gesicht den Charakter großer Apathie geben.

So haben bei Rehnlichkeit oder Gleichheit der Rasse die Völker, die sich mit Viehzucht oder Ackerbau beschäftigen, eine wenig expansive Mimik, während kriegerische, schiffahrt- oder handeltreibende Völker beweglichere und ausdrucksvollere

leistungsfähige Menschen geschädigt? Aber diese Baumwollen-Zweiberei, wodurch viele Tausende in Verlust und Elend gestürzt werden, welche ganz außer Stande sind, diesem Unwelen Einhalt zu thun, zu welchem sie in nicht der geringsten Beziehung stehen.

Die Spekulation ist eine der unheimlichsten Krankheitserscheinungen im wirtschaftlichen Organismus. Die tieffinnigen Weisen, die finden, daß alles, was vortreflich ist, haben auch die Spekulanten zu vertheidigen gesucht, sie berechtigt und nothwendig genannt, ja sich geradezu für sie begeistert. Ich werde diesen unvorsichtigen Panegyriker gleich zeigen, für welchen Grundsat sie da eingetreten sind.

Der Spekulant spielt im Wirtschaftsleben die Rolle eines Schmarozers. Er produziert nichts, er leistet nicht einmal wie der Kaufmann die fragwürdigen Dienste eines Vermittlers und beschränkt sich darauf, den wirklich Arbeitenden den größten Theil ihres Erwerbes mit List oder Gewalt abzunehmen.

Der Spekulant ist ein richtiger Wegelagerer, der den Produzenten ihre Erzeugnisse gegen geringe Entlohnung förmlich raubt und die Konsumenten zwingt, sie ihm weit theurer abzukäufen. Die Waffe, mit der er Produzenten und Konsumenten wie ein Buschflepper überfällt, ist doppelzüngig und heißt „Gauße und Baiffe“.

Er bedient sich seines Morgengewehres auf folgende Weise: Wenn sein Beutezug die Plünderung der Produzenten zum Ziele hat, so verkauft er eines Tages Waaren, die er nicht besitzt, um einen billigeren als den Marktpreis und verspricht sie dem Käufer später, nach 14 Tagen, nach einem Monat oder drei Monaten abzuliefern. Der Käufer deckt seinen Bedarf natürlich lieber beim Spekulanten als beim Produzenten, weil der erstere geringere Preise fordert.

Der Produzent steht nun mit seiner Waare da und hat nur zwei Wege vor sich: entweder er ist reich genug, um ohne Drangsal auf die Verwerthung seiner Erzeugnisse warten zu können, dann wird sich der Spekulant dieselben am Tage, da er sie abzuliefern versprochen hat, allerdings nicht so billig verschaffen können, wie er gehofft hat, er wird vielmehr gezwungen sein, die vom Produzenten geforderten Preise zu bewilligen, und aus dem Räuber wird ein Verabreiter werden. Oder der Produzent ist auf den sofortigen Verkauf seiner Waaren angewiesen — und das ist der weitaus häufigere Fall —, dann muß er sich bequemen, mit seinen Preisen so weit herunter zu gehen, bis er endlich Käufer findet. Er muß herabfallen den Spekulanten unterbieten und sein Käufer wird nothwendig der Spekulant selbst sein, denn der Verbraucher hat seinen Bedarf bereits beim Spekulanten gedeckt. Dieser wird also die billig verkaufte Waare am Lieferungstage noch billiger erhalten.

Der Produzent geht dabei vielleicht zu Grunde, der Spekulant aber hat sich aus dessen Platte sein Pfund Fleisch herausgeschnitten.

Ist die Razzia im Gegentheil gegen den Konsumenten gerichtet, so kauft der Spekulant alle Waare, deren er habhaft werden kann, zu dem vom Produzenten geforderten Preise; er kann das ohne Anstrengung thun, denn das Geschäft kostet ihm keinen Heller. Er bezahlt seinen Einkauf nicht baar, sondern mit einem Versprechen. Er braucht den Preis erst nach Wochen oder Monaten zu berichtigen. Ohne einen eigenen Besitz, ohne einen Pfennig ausgelegt zu haben ist also der Spekulant Eigentümer der Waare geworden und wenn der Konsument sich dieselbe verschaffen will, so muß er sie beim Spekulanten und zu dem von diesem geforderten Preise erstehen.

Der Spekulant nimmt mit der einen Hand das Geld, das ihm der Konsument reicht, läßt davon einen möglichst ansehnlichen Theil in seine eigene Tasche fallen und giebt den Rest mit der anderen Hand dem Produzenten hin.

Auf diese Weise wird der Spekulant ohne Arbeit, ohne Nutzen für die Gesamtheit reich und mächtig. Das Kapital erweist ihm die höchste Günst, indem es ihm unbegrenzten Kredit einräumt. Wenn ein armer Teufel von Arbeiter sich selbstständig machen will, so hat er alle Mühe, die kleine Summe geliehen zu erhalten, deren er zur Anschaffung seiner Werkzeuge und Rohstoffe und zur Fristung seines Lebens bis zum Verlaufe seiner ersten Heroordnungen bedarf. Wenn dagegen ein trummbeiniger Müßiggänger mit guckiferner Stirne, der beschloßen hat, von der Arbeit der Anderen zu leben, spekulative Käufe oder Verkäufe auszuführen will, dann

Gesichtsmuskeln haben, denn ihr ganzes Leben ist ein weniger einfaches, weniger beschauliches. Berühmt ist der stille Ausdruck der orientalischen Völker, die alles von Gott erwarten und das Fieber der europäischen Selbstbestimmung nicht kennen.

In den großen Grundzügen gleichen sich alle Völker der Erde. Ueberall lacht und weint man; wohin man kommt, wird die Liebe durch Lieblosungen, der Haß und die Verachtung durch das Ballen der Fäuste und das Weifen der Zunge bekundet. Labillardiere sah die Maoris zum Zeichen der Freude aus voller Kehle lachen und sich dabei die Hände reiben und in derselben Weise lacht Balzac, in derselben Weise lacht unser Vogt.

Ein König von Neu-Seeland schrie wie ein Kind, weil unsere Seeleute sein Festkleid mit Mehl beworfen hatten, und Darwin sah einen Feuerländer, der seinen Bruder verloren hatte, mit hysterischer Hestigkeit schrien, und sofort wieder lachen über eine Sache, die ihn belustigte. Die Engländer sind das wohl am wenigsten weinende Volk Europa's, sie schämen sich, Thränen zu vergießen. Eine sehr gelehrte Engländerin tabelte mich, weil ich in meinem Buche „Ein Tag in Madaira“ William weinen lasse!

Wyatt Gill sah einen jungen Australier, der den Verlust des Vaters beweinte und sich Gesicht und Brust mit geschlossener Faust dabei schlug.

Es scheint, daß alle Bewohner der Erde lachen und daß sie bei ungewöhnlich heftigem Lachen Thränen vergießen. Das wurde bei den Hindus, Chinesen, Malayen, Dyaks von Bornoe, Australiern, Kaffern, Abessinern und den Indianern Nordamerikas beobachtet. Auch die Heiterkeit ohne Lachen scheint überall in gleicher Weise ausgebrückt zu werden. Wenigstens wurde das Verggrößern und das Ausleuchten der Augen bei den Australiern, Hindus, Maoris und den Dyaks beobachtet. Bei manchen sehr niedrig stehenden Völkern drückt sich die Mimik der Lust in gastronomischen Erregungen aus. So reiben sich die Neger des oberen Nil den Bauch, wenn sie schöne Perlen sehen, die Australier machen die Geberde des Rauens beim Anblick von Pferden, Ochsen und Hunden. Die Grönländer pflegen, wenn sie ihre Lust bezeigen an irgend einem Gegenstand, die Lust mit

stellen sich ihm Produzenten und Konsumenten zur Verfügung, ohne sich einen Augenblick lang bitten zu lassen. Man sagt sich, daß man ja keinerlei Gefahr laufe, daß der bewilligte Kredit bloß theoretisch existiere.

Der Produzent giebt nicht die Waare aus der Hand; sondern nur die Zusage, sie an einem bestimmten Tage zu einem bestimmten Preise abzuliefern, natürlich unter der Bedingung, daß der Preis auch daar bezahlt werde.

Der Konsument seinerseits erlegt nicht den Kaufpreis, sondern ertheilt nur das Versprechen, ihn an dem Tage zu bezahlen, an welchem ihm die Waare übergeben wird. Dieser theoretische Kredit genügt aber, um den Spekulant aus Nichts die schändlichsten Reichthümer zu verschaffen.

Jeder Arbeiter, jeder ohne Ausnahme ist dem Spekulant tributär. Es ist wohl die höchste Zeit, daß die Gesetzgebung solchen gemeingefährlichen Strömen wie diesen Steuerrand und seinen Spielgenossen das Handwerk legt. Sie sind Jedermanns Feinde.

Auch die der Formation der großen Salz-Sonditate konnte man die Hilflosigkeit der Konsumenten diesem Treiben gegenüber wahrnehmen. Diese Baumwollencrisis wird von den schädlichsten Folgen begleitet sein. Jetzt tritt plötzlich eine Brotumwälzung auf. Der Preis ist ausgefallen. Sie hat sich zu dem Zwecke gebildet, alle Londoner und die der Umgegend Brotkompagnien, vielleicht 162 Brotläden an sich zu bringen und beabsichtigt noch 115 zu kaufen, zusammen 277 Bäckereigebäude. Die Spekulant wollen also eine künstliche Hungersnoth erzeugen. O, ihr edlen christlichen Seelen! Eine halbe Million Pfund Sterling mit Aktien à 5 Pfd. St. Sollte diese wahrhaft teuflische Spekulation ins Werk gesetzt werden, so wird wohl die Erbitterung des hungernden Volkes bald einen hohen Grad erreichen, daß die Gesetzgebung gegen alle Sonditate „trusts“ und „corners“ genöthigt werden wird, einzuschreiten.

Alle diese Kapitalisten-Verschöndrungen vereinigen sich im offenen Tageslicht, ganz frech und unverschämmt das Publikum auszurauben. Die alten Gesetze vermögen dagegen nichts. Wie lange soll aber die Geduld des Volkes in der Weise gemißbraucht werden?

In Frankreich werden dergleichen gemeinschädliche Vereinigungen, um den Handel und Verkehr zu fördern, mit 500 Pfd. St. Strafe belegt. Auch der Kongreß der Vereinigten Staaten hatte seine Aufmerksamkeit bereits diesem verbrecherischen Treiben zugewendet und will es als kriminalische Verschöndrungen betrachten wissen. Jedenfalls ist die Zeit überreif, um diese bösen Kapitalistenringe endlich gesetzlich zu befeitigen.

Wie wird sich die deutsche Regierung dem unverschämten Gebahren der westfälischen, rheinischen und schlesischen Kohlenfürsten gegenüber stellen?

(Die Nord-Wacht.)

Lokales.

Die Lokalkommission veröffentlicht nachstehend die Liste der Wirthe, die ihre Lokale zu Versammlungen hergeben und bemerkt hierzu, daß dieselbe wöchentlich einmal mit eocnt. Abänderungen abgedruckt wird, ferner, daß Veröffentlichungen in Bezug auf die Lokalfrage nur von den Herren Wilhelm Berner, Sebastianstr. 72, Arno Winter, Köpnickstr. 126, Hans Baale, Gipsstr. 31, auszugehen haben. Alle eventuellen Unregelmäßigkeiten sind an die genannten Herren zu berichten.

- Adler-Brauerei, Gesundbrunnen.
- Altenbrauerei Noabit.
- Bergschloßbrauerei, Rixdorf.
- Bod-Brauerei, Tempelhofer Berg.
- Böhmisches Brauhaus.
- Bolzmann, Andreasstr. 26.
- Robert, Weinst. 11.
- Brauerei Tisoli, Kreuzberg.
- „Bürgerale“, Dresdenerstraße.
- Deigmüller's Salon, Alte Jakobstr. 48a.
- Deutsches Volkstheater, Schönhauser Allee.
- Feuerstein's Salon, Alte Jakobstr. 75.
- Gratweil's Bierhallen, Kommandantenstr. 77/79.
- Gnadt, Brunnenstr. 38.
- Gottschalk (früher Gut), Badstraße, Gesundbrunnen.
- Gründer's Salon, Schwerinstr. 13.
- Habel's Brauerei, Bergmannstr. 5-7.
- Heise, Lichtenbergstr. 21.
- Hendrich's Sal, Weust. 18/21.
- Industrie-Hallen, Mariannenstr. 31/32.
- Jordan's Salon, Neue Grünstr. 28.
- Königs Hof, Bülowstraße.
- Klein's Festale, Oranienstr. 180.
- Königsbank, Or. Frankfurterstr. 117.
- Krüger, Dohstr. 32a.
- Luisenstädtisches Konzerthaus, Alte Jakobstr. 37.
- Mundt's Salon, Köpnickstr. 100 (15 R.).
- Norddeutsche Brauerei, Chausseest. 58.
- Oeschel, Sebastianstr. 39.

einem eigenthümlichen Ton einzusaugen, gleichsam als verschluckten sie etwas recht Outes. Wir, die wir zu einer höheren Rasse gehören, lachen über jene niedrigen mimischen Formen, dürfen dabei aber nicht vergessen, daß wir selbst manchmal beim Anblick einer schönen Frau die Gesten des Mundens von etwas ganz Vorzüglichem machen.

Die Australier Labillardieres bezeugten ihre Freude, indem sie lachten, die Hände zum Kopf erhoben und mit den Fäusten stampften.

Die Eingeborenen der Freundschaftsinsel rufen eho eho, um eine freudige Ueberraschung kund zu thun.

Die Amboina-Insulaner, um Labillardiere anzuführen, beleben sich in eigenthümlicher Weise, wenn von einer jungen Frau, d. h. von einer „paranpuang muda“ gesprochen wird, schneiden dagegen fürchterliche Grimassen, die ihr ganzes Gesicht entstellen, wenn sie eine „paranpuang tua“, d. h. eine alte Frau, erwähnen müssen.

Darwin versichert uns, daß das Rüssen bei den Feuerländern, den Maoris, den Bewohnern von Tahiti, den Papuas, Australiern, bei den Somalis in Afrika und den Eskimos unbekannt sei; Wyatt Gill aber hat in Porto Moresby die Papuaner sich küssen, umarmen, und sich mit den Fingerringen tragen sehen, um ihre Zuneigung auszudrücken.

Labillardiere streckte einem Australier die Hand entgegen; dieser reichte ihm die seine lächelnd, verbeugte sich zu gleicher Zeit und hob den linken Fuß in gleichen Verhältnis nach hinten, als sich der Körper nach vorn bog.

Labillardiere sah die Eingeborenen der Freundschaftsinsel sich mit der Nasenspitze küssen und fügt hinzu, daß wahrscheinlich dadurch die Nase an der Spitze abgeplattet sei (?). Die Weiber dort baten mit reizendem Lächeln um Geschenke, wobei sie den Kopf leicht neigten und eine Hand auf den Rücken legten. Sie neigten sich vor der Königin Lino tief, so daß sie ihren Kopf unter deren rechten Fuß legten, während ihre rechte Hand die Fußsohle betührte.

(Schluß folgt.)

- Renz' Salon, Raunstr. 27.
- Rennefahrt's Salon, Dennowstr. 13.
- Reyer, Alte Jakobstraße 83.
- Sager, Grüner Weg 29.
- Sahn's Klubhaus, Innenstr. 16.
- Sanssouci, Rottbulerstr. 4 (20 R.).
- Scheffer's Salon, Inselstr. 10.
- Schneider, Belfortstr. 15.
- Schröder, Müllerstr. 178 (Weddingpark).
- Schweizergarten, Am Königssthor.
- Silber's Salon, Schwedterstr. 24.
- Süd-Ost, Walbemarstr. 75.
- Neuschädlischer Volksgarten, Brostauerstraße.
- Weimann's Volksgarten, Gesundbrunnen.
- Wendl, Dresdenerstr. 116.
- Wollschläger, Blumenstr. 78.
- Wohlhaupt, Mantuffelstr. 9.
- Zentier, Ringstr. 11.

Der Betrieb der nach Pankow führenden Pferdebahnlinie ist ein für die Verkehrsverhältnisse in jener Gegend äußerst mangelhafter. Die Pferdebahn ist eingeleigig angelegt und hierdurch eine bedeutende Behinderung bei der Inbetriebsetzung von Wagen auf dieser Strecke geboten. Im Sommer und an Sonntagen vermag der Betrieb dieser Bahnlinie den Verkehr bei Weitem nicht zu bewältigen. Als man sich vor Jahren an die Pferdebahnverwaltung mit der Bitte wendete, das zweite Geleise in jener Gegend zu legen, erhielten die Interessenten von der Pferdebahnverwaltung den Bescheid, daß diese Anlage vom Magistrat und von der Polizeibehörde die erforderliche Genehmigung nicht erhalten, weil zur Verbedingung hierfür die Vollendung der Regulierung der Schönhauser Allee gefordert werde. Nachdem nun im vorigen Jahre die Kanalisation in jener Gegend durchgeführt ist, und bei dieser Gelegenheit im Zuge der Schönhauser Allee vielfache Einengungen und ähnliche Verkehrsbehinderungen beseitigt worden sind, ist die Frage nach der Legung eines zweiten Pferdebahngleises wieder in den Vordergrund der Erwägung getreten. Für den nördlichen Theil der Schönhauser Allee bestehen allerdings die früheren Hindernisse noch unverändert fort; hier kann die Anlegung des zweiten Geleises erst erfolgen, wenn der breite Graben östlich der Chaussee zugeschüttet und dadurch das zur Legung des Geleises nöthige Terrain gewonnen ist. Dagegen dürften für den südlichen Theil der Schönhauser Allee bis zu dem Wege nach der Station des Nordrings keine Schwierigkeiten für die Legung eines zweiten Pferdebahngleises bestehen und es würde somit dem verkehrsrücksten Theile jener Gegend die nöthige Erleichterung geschaffen werden können, die namentlich für das künftige Frühjahr und für den Sommer dringend erwünscht sein würde. Es sollen deshalb neuerdings nochmals Verhandlungen mit der Pferdebahnverwaltung und nöthigen Falles mit den Behörden angeknüpft werden, um die Legung eines zweiten Geleises, wennigstens bis zur Station „Schönhauser Allee“, des Nordrings, zu ermöglichen.

Wetter-Vorausage. Herr G. Samprecht, Oberlehrer am Gymnasium zu Bautzen, läßt verschiedenen Zeitungen folgende Mittheilung zugehen:

Da die von mir vorausgerechnete und im Voraus bekannt gemachte Hitze des Mai und Juni, sowie die Kälte des Septembers wirklich eingetreten ist, so nehme ich an, daß die Grundlagen meiner Rechnung richtig sind und theile hiermit weitere Ergebnisse mit. Darnach ist zu erwarten:

- 1899 November: wärmer als der Durchschnitt.
- Dezember: durchschnittlich.
- 1890 Januar: starke und ausgedehnte Schneefälle und darauf anhaltende strenge Kälte.
- Februar: durchschnittlich.
- März: etwas unter Mittel.
- April: warm mit Gewittern.
- Mat: warm
- Juni: heiß mit sehr starken Gewittern und Hagel-schlägen.
- Juli: kalt mit Landregen.
- August: etwas unter mittelwarm.
- September: durchschnittlich.
- Oktober: wärmer als der Durchschnitt.
- November: weniger wärmer als der Durchschnitt.
- Dezember: wärmer als der Durchschnitt.

Feine Gesellschaft. Unsere „besseren“ Restaurants sind zweifelsohne auch die Sammelplätze der „guten“ Gesellschaft, denn man hat es ja schon des Ofteren erlebt, daß schlichte Arbeiter, die sich einmal in ein derartiges „besseres“ Restaurant hineingewagt hatten, direkt oder indirekt aus demselben hinausgegrault worden sind. Der Grund hierfür ist wohl darin zu suchen, daß nach Ansicht jener die Arbeiter nicht so „feine Manieren“ besitzen, wie die „gute Gesellschaft“. Da ein persönliches Studium dieser „feinen Manieren“ für jeden nicht „Zünftigen“ ausgeschlossen erscheint, so kann man der „Gastwirths-Zeitung“, dem Organ der hiesigen Gastwirths-Innung, es nur Dank wissen, daß sie die gedachten „feinen Manieren“ etwas näher beleuchtet, indem sie schreibt: Ueber die Unsitte, deren sich viele Gäste in Restaurants nur zu gern schuldig machen und zu denen wir das unnütze Verbrauchen von Zahntochern, das Abstreichen der Zigarettenasche auf den Fußboden, das Verschütten von Salz und Pfeffer auf das Tisch Tuch, die Verwendung der Serviette zu anderen Zwecken, als zu denen sie bestimmt ist, das unnothige Rühren in Mostriehbüchsen, der Gebrauch derselben als Zigarettenaschebecher u. c. zählen, ist schon viel gefascht, auch geschrieben worden, ohne daß Abhilfe eingetreten wäre. Auch die Unsitte, die wir als eine „große“ bezeichnen müssen und der mancher Gast huldigt, ist das Mitnehmen von Streichhölzern aus Restaurants. Haben schon viele Gäste die üble Angewohnheit, eine Anzahl von Zündhölzern zu verbrauchen, um ihren ewig ausgehenden Lutschtengel, der entweder keine oder zu viel Luft hat, in Brand zu erhalten, so nehmen sie keinen Anstand, eine Menge von Zündhölzern sich einzufinden zur Verwendung im Hause. Macht ein solcher Gast in einem Restaurant eine große Rechnung, so wird jeder koulante Wirth über jene Unsitte hinwegsehen; verzehrt und vertrinkt er vielleicht nur für 15 Pf. und nimmt dann vielleicht 50 Streichhölzer mit, so wird der betreffende Wirth — thun das einige Hundert dieser Rassever — empfindlich gekränkt (der Wirth wohl weniger, als die Kellner, welche vielfach in solchen feinen Restaurants den Bedarf an Zündhölzern aus ihrer Tasche decken müssen). Man nehme ein Restaurant, wie das Café Monopol, der Spatenbräu-Ausschank, den Franziskaner u. i. w., Restaurants, in denen Tages resp. Abends über einige Tausend Gäste verkehren und jeder der Gäste stede sich 10 Streichhölzer ein, so macht das ein riesiges Quantum, das als ein gewichtiger Faktor in dem Geschäftsunkosten-Konto des betreffenden Gastwirths (resp. Kellners) figurirt, aus. Mancher dieser Herren Rassever vergewaltigt sich gar nicht, daß die Unsitte des Mitnehmens von Streichhölzern aus Restaurants — das angeblich nach der Lesart des Einen bis auf 5, nach der des Anderen bis auf 7 Stück, weil dieses kleine Quantum als werthloses Objekt angesehen worden, vom juristischen Standpunkt gestaltet sei — einen Diebstahl involvire, der eventuell Sühne vor dem Strafrichter fordert. — In der That recht „feine“ Manieren, jedoch nicht zur Nachahmung zu empfehlen!

Der Wasserverbrauch in Berlin ist ein sehr bedeutender. Er beträgt aus den Städtischen Wasserwerken allein im Mindestbetrage 46, im Höchstbetrage 94 Liter pro Tag und Kopf der Bevölkerung. Der Verbrauch innerhalb dieser Grenzen ist abhängig von der Jahreszeit und ergibt einen rechnungsmäßigen Durchschnittsbetrag von etwa 65 Liter pro Tag, also etwa ein Quantum, das zu zwei Wannenbädern ausreichen

würde. Freilich sind hiermit eingerechnet diejenigen Wassermengen, welche zur Straßenbesprengung verwendet oder in Böden von Feuerbrüchen aus den Hydranten der Wasserleitung entnommen worden. Dagegen sind nicht eingerechnet diejenigen Wassermengen, welche theils aus den öffentlichen Flußläufen, theils durch Brunnenanlagen aus dem Grund und Boden entnommen worden. Daß der solchergestalt vorhandene Wasservorrath ebenfalls nicht geringe ist, kann wohl daraus folgert werden, daß in Berlin 606 private Wasserwerke in Thätigkeit sind, deren täglich gelieferte Wassermenge 67 000 Kubikmeter berechnet wird. Im Ganzen schätzt man das Wasserquantum, welches neben dem aus der Städtischen Wasserleitung entnommenen Wassermenge in Berlin braucht wird, auf 50 pCt. dieser letzteren Wassermenge, so daß Berlin gegenwärtig zwei Drittel der gesammelten Wasserbedarfe aus den Wasserwerken deckt. In Zukunft wird diese Verhältnisse sich zu Gunsten der Wasserleitung ändern, denn für die Wasserwerke am Müggelsee eine Entnahme von zwei Kubikmeter Ruhwasser pro Sekunde obriktlich genehmigt. Aus ihren Wasserwerken hat die Stadt Berlin im letzten Geschäftsjahre einen Gewinn-Überschuß von etwa 2 Millionen Mark erzielt, nachdem von den Einnahmen 2 1/2 Millionen zur Schuldentilgung und zur Deckung der Kosten des Anlagepitals und eine weitere Million zu Erweiterungsbauten verwendet worden war.

Der Wasserfall, welcher künftighin vom Kreuzberg zum Grottepark hinziehen soll, ist jetzt im Bau vom Bildhauer Albert Ranthe hieselbst vollendet. Der Wasserfall wird sich über die Höhe des 15 Meter tiefen Müggelsees erstrecken und sich etwa fünf Meter nördlich von der Spitze des Denkmals befinden. Der obere Theil des Wasserfalls ist dem Anfang des Jadenalles im Riesengebirge, der untere Theil dem Damsalle im Riesengebirge in Form und bestimmten Größenverhältnissen, die nach der Natur an der Stelle studirt sind, nachgebildet. Unterhalb wird ein Becken gebildet, aus welchem das Wasser nach Westen fließt und 10 Meter tiefer einen kleinen See bildet. Von diesem See ziehen sich in schönen Windungen von der Plattform auf beiden Seiten des Wasserfalls nach dem unteren Becken vereinigen sich dort zu einem einzigen breiteren Wege, der die Richtung des Wasserfalls allmählig abwärts zu dem gelegenen Rondel führt, das von der Kreuzbergstraße 10 Meter höher als diese gelegen ist.

Der Besuch der Unfallverhütungs-Ausstellung mit dem heutigen Tage geschlossen wird, war am Sonntag trotz des schlechten Wetters ein recht reger. Ja, gegen Erwartung theilweise Gedränge ein.

Gleichzeitig sei bemerkt, daß während der gesamten Ausstellung über 300 000 Billets an Arbeitervertretern und Kanakentassen ausgegeben worden sind.

Nicht verkaufte Billets werden, wenn der Verkauf präventiv, bis zum 20. d. M. im Bureau der Ausstellung angenommen.

Der Mensch kann sich an alles gewöhnen. Dagegen welche am lauteften gegen die Greuel der Sklaverei und die Verbreitung von Christenthum und europäischer Sittung in Afrika predigten, haben sich am schnellsten mit der Sklaverei abgefunden, und jetzt erfahren wir aus der „Kölnischen Zeitung“, daß man bei einiger Kolonialbegierde sich auch für Menschenfresserei erwärmen und derselben freundschaftliche Seite abgewinnen kann. Die „Köln. Ztg.“ in einem Feuilleton wörtlich: „Der Menschenfresser, dessen Speisekarte aus die übrigen religiösen und politischen Absonderlichkeiten anschließen möchte, blüht zur Zeit immer im Bismarck- und im Salomo-Archipel. Er wohnt aber in Kaiser Wilhelms-Land nicht vor, ausgenommen leicht am Hüon-Golf, worüber man aber nicht Bescheid weiß. Uebriens ist die Sache, wenn man näher erwägt, doch wohl nichts so besonders Schlimmes, meinen forsbigen Begleitern auf der Finsternis-Reise, die aus einer der berühmtesten Gegenden von Neuseeland stammten, hatten manche dasheim in der schönen kanakischen Heimath Menschenfleisch genossen. Aber um dessen willen sie nicht minder treu, brav und zuverlässig gewesen. Gegentheils. Kannibalische Völker sind gewöhnlich schneidig und hochbegabt. Sie sind ein hartes Holz, etwas Luthiges gemacht werden kann.“ — Schneidig ist das richtige Wort. In der Schneidigkeit liegt eine Verwandtschaft mit dem Menschenfresserthum, und die „Kölnische Zeitung“ hat man nun zum ersten Mal von dieser Seite die Menschenfresserlinie als Verwandte angesehen.

Ein Theaterkrach ist von einer Spezialitätenkompanie Berlin O., die erst vor wenigen Wochen ihre Porte geöffnet hat, zu melden. Das Geschäft ging so schlecht, daß der Theater schon einen großen Theil der Gage drücken noch künstlich die Sache zusammenzubehalten. Die Kompanie mag aus dem Umstand ersehen, daß zwei Restaurants mit je 1500 Mark Kautions engagirt wurden. Als der Restaurateur kam und sah, daß er überlistet sei, verlor seine Kautions zurück, allein das Geld war nicht mehr in seinen Händen.

Ueber das Befinden der Frau Direktorin Schindler mitgetheilt, daß die Besserung die größten Fortschritte gemacht hat. Allerdings leidet die Dame, welche bei ihrem Unfall eine schwere Gehirnerschütterung davon getragen, noch an heftigen Kopfschmerzen; doch hoffen die Aerzte nicht gar zu langer Zeit beseitigen zu können, so daß die Schindlerin dann wieder in den Sattel steigen kann.

Die „Allgemeine Feuilleton-Zeitung“, welche am 1. Oktober zweimal wöchentlich erscheint, hat mit dem heutigen Tage ihre Bureau nach der Kommandantenstr. 70, an den Neuen Grünstraße, verlegt.

Falsche Zweimarkstücke sind wieder im Umlauf. Sie sind sehr gut nachgeahmt und haben fast denselben Wert wie die echten, jedoch sind sie nur zwei Drittel so schwer, haben infolge des weniger dichten Metalls nicht die Prägung, was namentlich am Rande und an der Spitze bemerkt ist. Sie tragen das Münzzeichen A und die Zahl 1876. Wo sich ist geboten.

Ein verwegener Haselgeldieb ist in der Nacht Sonntag durch die Wachen eines Wächters gefangen und verhaftet worden. In der Gollnowstraße gewohnt ein Mann, der einen großen Saal über dem Hause hat. Auf die Frage, was sich in dem Saal befände, antwortete der Mann keine Antwort geben, und als sich der Wächter zu fügen geben wollte, ließ der Angehaltene den Saal verlassen und ergriff die Flucht. Der Hühling kam jedoch nicht weit, schon an der Ecke der Werthestraße hielt ihn ein Polizeibeamter auf, so daß die Verhaftung des Mannes geschehen konnte. In dem Saal befand sich hiesig geschlachtet und welches, wie der Verhaftete auf der Wache angab, ein Schlachtel in der Prenzlauer Allee gehoben worden. Dem Dieb wurde der erst 18 Jahre alte Karl Kautions freigegeben.

Bei der aus Anlaß der Ermordung der Frau Hansch dort vorgenommenen Hausdurchsuchung hatte man Saitenrett, sowie ein Faß mit Böttelweizen gefunden. Die Frau Hansch, welche gehörte dem Abbeckergehilfen, dieser hat darum, ihm das Fleisch herauszugeben, die Untersuchung nicht abgelehnt. Als dann ein anderer Beamter wiederum eine Hausdurchsuchung vorgenommen verbreitete das Fleisch einen so pestilenzartigen Geruch, es entfernt werden mußte: man gab es dem Wächter. Was er damit begonnen, ist nicht bekannt. Seitens der Polizeibehörde wird aber, wie man jetzt auf Werner gehandelt, um Beweismittel zum Verbleib des Fleisches zu erhalten. Werner aber

Schwarze, Berrn, Gorb, vers, mit F, die g, wären, eing, der, Auf, fand, und, wech, Mau, für b, fieder, dürfte, nichts, au, ein, Gie, Wago, erlich, zu ve, Perc, und, einem, einen, das, Verle, fall b, unerb, wahn, Wago, darni, einem, rufen, grün, Glück, Der, Logis, wieder, Fenn, iren, gebrac, Kurs, boden, selbst, Bald, Gesta, Silber, Rado, der n, daß, Boh, ander, Frau, Ursad, Wem!, zuref, Kran!, in ein, der, Mutte, war d, über, gewid, bewuf, Mutte, schate, Kind, mühte, Sonn, den, einem, das, gester, Hall, Rolle, verm, sei., des, gebü, Wink, gellen, Wode, werth, mittel, der, Geiße, wurde, Schli, worde, eingel, l. S, Ohne, einer, liebe, wenn, mit, Der, Auge, Nacht, deden, haft, Häng, folgen, einen, Verle, fortig, der, wohn, schaft, riges, barise, litten, angee, der, fürpe, achtel, chen, i, und, durch, seuge, Lung, S

Schunden, die Abbederei erklärt, daß sie ihn nicht entlassen habe, daß er freiwillig fortgeblieben sei. Die Gerichte, daß Werner verdorbene, der Abbederei übergebenes Fleisch in den Handel gebracht habe, erhalten durch das Verschwinden Berners natürlich neue Nahrung, denn man fragt sich, und wohl mit Recht, daß Werner nicht zu verschwinden brauchte, wenn die gegen ihn vorliegenden Verdachtsgründe nicht gerechtfertigt wären.

Ueber dem Treppen-Eingang zu einem erst kürzlich eingerichteten Abzahlungsgeschäft im Südosten der Stadt hatte der Besitzer eine Tafel mit der Aufschrift anbringen lassen: „Aufgang zum Abzahlungsgeschäft.“ Schon nach einigen Tagen fand er aus dem Worte „Aufgang“ das mittlere „g“ entfernt und durch ein farbiges „h“ ersetzt. Die eisernen Haken, auf welchen das Schild ruht und die ziemlich weit aus dem Mauerwerk hervorstehen, bilden zugleich die nötige Illustration für den Sinn der Aenderung, die jedenfalls ein nicht ganz zufriedengestellter Kunde des neuen Geschäfts veranlaßt haben dürfte.

Attentat auf Pferdebahnschaffner sind in letzter Zeit nichts Neues mehr. Vorgekern früh ist wiederum ein solches auf den Schaffner Wendlandt verübt worden. Als dieser früh um 5 Uhr aus dem Depot der Adlerstraße fuhr, bestieg in der Essenerstraße ein anständig gekleideter Mann den Perron des Wagens, als jedoch der Schaffner um Zahlung des Fahrgeldes ersuchte, wurde der Fahrgast grob und weigerter sich, den Wagen zu verlassen. W. mußte nun den Tobenden mit Gewalt vom Perron entfernen, stieß jedoch hierbei auf thätlichen Widerstand, und plötzlich Schlag der rothe Patron auf den Beamten mit einem eisernen, dicken Stock los; dabei erhielt der Schaffner einen derartigen Schlag auf den Kopf, daß dem Betroffenen das Blut sofort aus einer fließenden Wunde schoß und der Verletzte betäubt jurücktaumelte. Passanten, welche den Vorfall bemerkten, brachten den rothen Buschen nach der in der Linienstraße belegenden zukünftigen Polizeiwache. Der nicht unerheblich Verletzte erhielt sofort bei einem in der Nähe wohnenden Heilgehilfen einen Nothverband, mußte seinen Wagen abgeben und liegt zur Zeit noch an seiner Wunde darnieder.

Ein schwarzer Selbstmörder hat vorgestern Abend in einem Hause der Brunnenstraße eine förmliche Panik hervorgerufen. In dem Hause wohnt seit einigen Tagen ein an den „grünen Strand der Spree“ verschlagener Neger, der hier sein Glück bald als Kellner, bald als Hausier zu machen versucht. Der schwarze Tod konnte jedoch die Miethen für das Schlaflois nicht bezahlen und sollte deshalb dasselbe vorgestern Abend wieder verlassen, die traurige Bewilligung, obdachte ohne einen Pfennig in der Tasche in den Straßen der Stadt umher zu irren, muß den armen schwarzen Teufel derartig in Verzweiflung gebracht haben, daß er sich das Leben zu nehmen beschloß. Kurz vor Dunkelwerden knüpfte sich der Neger auf dem Vorboden des Daches an einem Querbalken auf, gerade in demselben Augenblick, als ein Dienstmädchen mit einem Korb Wäsche den Vorraum betrat. Diefelbe sah eine dunkle schwarze Gestalt schweben, hörte das Stöhnen derselben und mit lautem Hilferufe, daß auf dem Boden „Räuber“ seien, stürzte das Mädchen, mehr todt wie lebendig, die Treppe hinunter. In der nächsten Minute bereits gestie durch das Haus der Ruf, daß Räuber in der vierten Etage eingedrungen seien und die Wohnungen plünderten, ein Theil der Miether ergriff die Flucht, andere wieder schrien aus den Fenstern nach Hilfe und mehrere Frauen wurden aus Furcht ohnmächtig. Als endlich mehrere Männer bewaffnet den Boden betraten, fanden sie hier die Urhache der Panik, den schwarzen Selbstmörder, bereits bewußtlos, erhängt vor und es bedurfte mehrkündiger ärztlicher Bemühen, um den armen Buschen wieder ins Leben zurückzurufen und nach einem im Norden der Stadt belegenen Krankenhaus zu schaffen.

Ueber das Treppengeländer gestürzt ist vorgestern in einem Hause der Eisenbahnstraße der acht Jahre alte Sohn der Wittve Fröhlich, welche in der zweiten Etage wohnt. Die Mutter war auf kurze Zeit fortgegangen; während dieser Zeit war der Sohn aus den Flur hinausgetreten und hatte sich weit über das Geländer gebeugt. Hierbei verlor er das Gleichgewicht und stürzte kopfüber in die Tiefe, wo er schwerverletzt bewußtlos liegen blieb. In demselben Augenblick lehrte die Mutter zurück, der Anblick ihres schwerverletzten Kindes verursachte ihr einen Ohnmachtsanfall, so daß sie sowohl wie ihr Kind von Hauswohnern in die Wohnung getragen werden mußte.

Selbstmord. Eine entsetzliche Ueberforderung wurde am Sonnabend Nachmittag der auf dem Gesundbrunnen wohnenden Frau des Bauarbeiters S. zu Theil. Der Mann war auf einem Neubau des Webdings in Arbeit, wofür ihm Frau S. das Mittagessen hinzutragen pflegte. Dies geschah auch vorgestern, doch fiel es ihr auf, daß ihr Gatte nicht, wie dies sonst der Fall, sie an der Thür des Neubaus erwartete. Die übrigen Kollegen des S. hatten denselben gleichfalls schon einige Zeit vermisst und man fürchtete, daß ihm ein Unglück zugestoßen sei. Deshalb begann man nach S. zu suchen und als die Frau des S. sich in Begleitung anderer Arbeiter nach dem Hintergebäude begab, fanden sie den unglücklichen Mann in einem Winkel der Durchfahrt erhängt vor. Bewußtlos und mit gellendem Aufschrei stürzte die Frau des Selbstmörders zu Boden und ein sofort herbeigeholter Arzt mußte die Bedauernswerthe, bei welcher ein hitziges Fieber auszubrechen drohte, mittelst Drohkölbe in ihre Wohnung überführen lassen, während der Selbstmörder, der die traurige That in einem Anfall von Geistesstörung ausgeführt, nach dem Leichenhause geschafft wurde.

Bei einem schweren Diebstahl ist von dem Diebe ein Schlüssel mit daran befindlicher Messingmarke zurückgelassen worden und sind auf letzterer folgende Buchstaben und Zahlen eingeschlagen; oben zunächst römische „A und IV.“ darunter „1. St.“ und unter dieser die Zahl „88“ in arabischen Ziffern. Ohne Zweifel rührt der Schlüssel aus einer großen Fabrik oder einer Anstalt, Kranken-, Siedehaus oder Gefängnis her und ließe sich vielleicht eine Spur des unbekanntes Diebes ermitteln, wenn sich der Eigentümer oder diejenige Anstalt, wo Schlüssel mit solchen Auszeichnungen geführt werden, auffinden läßt. Der Schlüssel kann bei der Kriminalpolizei, Zimmer 87, in Augenschein genommen werden.

Ein schrecklicher Unglücksfall ereignete sich gestern Nachmittag in der Drakestraße im Thiergarten. Der Dachdeckergehilfe Müller in Schöneberg, Wilmersdorferstr. 11 wohnhaft, war in der genannten Straße damit beschäftigt, das Gängegerüst anzubringen, um die Fassade zu freilegen. Infolge eines Fehltrittes stürzte er vom dritten Stockwerk auf einen unten stehenden Bod und blieb mit schweren inneren Verletzungen liegen. Ein herbeigeholter Arzt ordnete die sofortige Ueberführung des schwer Verletzten nach der Klinik in der Heegerstraße an, wo derselbe hoffnungslos darniederliegt.

Ein Rabenelternpaar. Wegen das in der Auguststraße wohnhafte R. 's Ehepaar war kürzlich bei der Staatsanwaltschaft eine Denunziation eingegangen, wonach dasselbe ihr jährliches Pflegegeld fortgesetzt, ohne jedwede Veranlassung in barbarischer Weise mißhandelt, so daß das Kind infolge der erlittenen Verletzungen krank geworden sei. Die behördlicherseits angeordnete Untersuchung hat die schweren Beschuldigungen der Denunziation im vollen Umfange bestätigt. Der mit der körperlichen Untersuchung betraute Arzt Dr. Hirschberg begutachtete: „Das körperlich im Wachsthum zurückgebliebene Mädchen ist am ganzen Körper mit Striemen und Beulen bedeckt und deutet die Verletzungen unweifelhaft auf Mißhandlungen durch Stoß beziehungsweise Schlag mittelst gefährlicher Werkzeuge, als Knüttel, Feuerzange, Stiefelstahl u. h. m. Die Lungenlähmung durch Mißhandlungen stark laibirt u. s. w.“ Das Kind ist natürlich sofort anderwärts in Pflege gegeben

worden, gegen das Mutter-Pflegeelternpaar aber ist das strafgerichtliche Verfahren wegen schwerer Körperverletzung im Gange.

Der Schauplatz eines schrecklichen Unglücks war am Freitag eine vor dem Schließigen Thore gelegene Villa. In dem eisernen Gitter, welches den Vorgarten vom Straßenland abschließt, vergnügte sich eine Anzahl Knaben. Plötzlich stieß der zehnjährige Alfred R. einen marktschütternden Schrei aus. Er war beim Klettern auf eine Spitze des Zaunes gerathen und diese hatte sich tief in den Afters eingeböhrt, so den Knaben förmlich aufschauend. Als die Spielgenossen ihren Kameraden in dieser entsetzlichen Lage sahen, liefen sie davon und überließen den Verunglückten seinem Schicksal. Der Führer eines des Weges daherkommenden Schlächterwagens bemerkte den R. und befreite ihn aus der schrecklichen Situation. Man brachte den Knaben, welcher das Bewußtsein verloren hatte, nach der am Sörliger Bahnhof belegenen Sanitätswache, von wo aus die sofortige Ueberführung des löblich verletzten R. auf Anordnung des Arztes nach dem Krankenhaus Dönhofen erfolgte. Außer der schweren innerlichen Verletzung hat der Knabe noch einen Bruch des linken Fußes davongetragen, der zwischen den Eisenhaken fest eingeklemmt war und den er bei seinen anfänglich selbst unternommenen verzweifelten Anstrengungen, sich selbst zu befreien, gebrochen hatte.

Bei einem wegen Diebstahls an Reisegepäck auf den Bahnhöfen festgenommenen Manne sind folgende, unzweifelhaft aus Diebstählen herrührende Gegenstände beschlagnahmt worden: 23 Paar neue verschiedenfarbige Glace- und wahlbederene Handschuhe, 13 Schlipse, ein Paar mit brauner, gelber, blauer und weißer Seide gefärbte Hosensträger, 4 Kassen, 7 Paar Strümpfe, ein rothwollenes Unterhemd und dito Hose, 3 neue rothe Taschentücher, 3 gelbe Taschentücher, gez. W. W., 3 bunte Taschentücher, gez. Monogramm D. C., 20 weiße Taschentücher, gez. R. K., G. K., J. M., W. W., C. D., A. D., B. F., W. S., J. St. u. M. ein Kameelgarnhemd mit Brustdruckstickerei, ein Oberhemd, gez. E. Frisch, Kopenhagen, ein Porzellanbecher, auf diesem das Gebäude der Kopenhagener Ausstellung 1888 eingebrannt, eine Accessoirtasche mit Inschrift „Diamond Dust Circular Size 56 Inch.“, ein Stempel: „L. Matuczek, Sosnowice, Elim.“ Andachtsbuch für Reisende, Briefpapier und Gratulationskarten in dänischer Sprache u. a. m. Diese Gegenstände können Vormittags zwischen 9 und 1 Uhr bei der Kriminalpolizei, Zimmer 83, in Augenschein genommen werden.

Ein ungeheures Skandalstüch, durch welche der Verlehr auf einige Zeit unterbrochen wurde, ist am Freitag Abend in der Königstraße vor dem Sumpert'schen Konditor durch die Verhaftung dreier Taschendiebe verursacht worden. Gegen 9 Uhr stand nämlich vor dem Schaufenster des Konditors eine junge Dame, zu welcher sich alsbald drei junge Leute gesellten, von denen je einer an je eine Seite der Dame, der Dritte hinter dieselbe trat. Die übrigens gut gekleideten Männer versuchten mit der Dame eine Unterhaltung abzuhalten, kaum vor dies geschah, so stülpte die Dame, daß der hinter ihr stehende Herr sich an ihren Kleidern zu thun machte. Nichts Gutes ahnend griff sie schnell in die Kleidertasche nach ihrem Portemonnaie — dasselbe war fort. Der hinter ihr Stehende hatte ihr mit einer Schere die Kleidertasche aufgeschnitten und das Portemonnaie entwendet. Die Bestohlene schlug sofort Alarm, die in der belebten Gegend zahlreich verkehrenden Passanten kamen heran und intervenirten sofort zu Gunsten der Dame, die drei Männer fing an auf das Publikum einzuschlagen, um sich einen Weg zu bahnen und auch als ein Schuhmann herbeikam, der den als Thäter Bezeichneten festnahm, versuchten die beiden Anderen, indem sie auf den Schuhmann einhieben, den Dritten zu befreien. Unterdeß hatte man noch zwei Schuppleute herbeigeholt, als diese anlangten, war die Gegend der Straße schwarz von Menschen, so daß sie Noth hatten, sich durchzuarbeiten. Endlich gelang es ihnen, jeder von den Beamten nahm einen der jungen Leute fest und nun ging der Zug auf die Wache in der Klosterstraße. Hier wurden bei den Verhafteten bei einer sofort vorgenommenen Visitation eine Menge Portemonnaies, auch das der jungen Dame, sowie die Schere, womit der eine Dieb die Kleidertasche der Bestohlenen aufgeschnitten hatte, vorgefunden. Die drei frechen Taschendiebe wurden in Haft behalten.

Selbstmordversuch. Der Grünkrämmer Kunze in der Altonaerstraße in Alt-Moabit, seit Jahren an einem vorgeschrittenen Krebsleiden krankend, das ihn nach Ausspruch der Ärzte sehr bald seiner Auflösung entgegen geführt haben würde, versuchte sich gestern Morgen gegen 10 Uhr das Leben zu nehmen, als er um diese Zeit zufällig unbenacht war. Die sofort angestellte Wiederbelebungsversuche hatten Erfolg, der Zustand des Unglücklichen ist aber trotzdem hoffnungslos.

Sturz von der Leiter. Ein bedauerlicher Unfall trug sich gestern Vormittag kurz vor 12 Uhr in dem in der Prenzlauer Allee belegenen südlichen Siedehaus zu. In der zu dem Institut gehörigen Leichenhalle war ein Malermeister P. damit beschäftigt, die Deckenverzierungen fertig zu stellen, und hatte zu diesem Zweck eine hohe Leiter bestiegen. Durch eigene Fahrlässigkeit glitt er mit derselben aus und stürzte auf den Fußboden, wobei er sich einen komplizierten Bruch des linken Unterschenkels zuzog. Hilfe war schnell zur Stelle; P. wurde, nachdem man ihm einen Nothverband angelegt, auf seinen Wunsch nach einer Privatambul überführt.

Eine fallende Haus Thür hat Sonntag Nachmittag um 3 Uhr einen 8jährigen Knaben schwer verletzt. In dem Hause Prenzlauerstr. 8 findet ein Umbau statt und so war auch u. A. die Haus Thür aus den Angeln gehoben und an die Mauer gelehnt worden. Der 8jährige Paul S. dessen Eltern in der 3. Etage dieses Hauses wohnen, spielte gestern mit anderen Kindern an dem Hause und kam wohl unversehens der angelehnten Thür zu nahe; plötzlich fiel dieselbe um und begrub unter sich auch den kleinen S. Das Geschrei der übrigen Kinder, welche den Vorfall mit angesehen, lockte alsbald Passanten herbei, welche den Verunglückten von der schweren Last befreiten und ihn nach der elterlichen Wohnung schafften. Ein sofort herbeigeholter Arzt konstatarie einen schweren komplizierten Bruch des rechten Beines, sowie andere innerliche Verletzungen und ordnete die Ueberführung des Kranken nach dem jüdischen Krankenhaus an.

Der Zirkus Busch erfreute sich auch in der verfloffenen Woche des regsten Besuches, mehrmals war das Haus vollständig ausverkauft. Am Sonntag Abend war es wieder in erster Linie der Direktor Busch, der für die vorzügliche Dressur der Pferde den lebhaftesten Beifall erntete. Solcher Beifall ward aber auch anderen Mitgliedern des Zirkus in reichem Maße zu Theil und die Vorführungen des Kameels und des Zebra, sowie die Leistungen der Klowns wurden mit Jubel aufgenommen. Der großartige Parforce-Reiter Devigne trat zum ersten Mal auf, und zwar mit bedeutendem Erfolg. Der Direktor Busch hat, wie wir hören, noch weitere „neue Kräfte“ engagirt, die an den nächsten Abenden auftreten sollen und die Anziehungskraft dieses Zirkus noch vermehren dürften.

Polizeibericht. Am 11. d. M. Vormittags stürzte der Zimmergehilfe Guccer von seinem mit Brettern beladenen Wagen auf das Pflaster herab und erlitt dadurch eine Gehirnerschütterung, an deren Folgen er bereits am 12. d. M. verstarb. — In der Nacht vom 12. d. M. wurde beim Ausräumen des Klosets auf dem Bahnhof Stralau-Nummelsburg die Leiche eines neugeborenen Kindes aufgefunden und nach dem Schauhause geschafft. Am 12. d. Mts. Vormittags fiel ein Schuhmachermeister, als er von einem in voller Fahrt befindlichen Pferdebahnwagen sprang, zur Erde und erlitt eine schwere Verletzung des rechten Knies, so daß er mittelst Drohkölbe nach seiner Wohnung gebracht werden mußte. — Nachmittags stürzte der Rutscher Eier von seinem Arbeitswagen, geriet unter die

Räder und erlitt schwere Verletzungen am Kopf, Leib und an beiden Beinen. Er wurde mittelst Drohkölbe nach dem Lazarus-Krankenhaus gebracht. — Am 13. d. M. Nachmittags fand vor dem Hause Arlonaplag Nr. 3 zwischen mehreren Personen eine Schlägerei statt, wobei der Sattler Kühns von dem Arbeiter Nibel durch einen Messerstich in die rechte Schulter anscheinend schwer verletzt wurde. Nibel wurde verhaftet. — Zu derselben Zeit wurde ein Mann in seiner Wohnung in der Steinmetzstraße erhängt vorgefunden. Der Selbstmord scheint in einem Anfall von Geistesstörung begangen worden zu sein. — Ebenfalls zu derselben Zeit sprang eine Kellnerin, in der Absicht sich das Leben zu nehmen, an der Kottbuscherbrücke in den Landwehrkanal, wurde jedoch von vorübergehenden Personen noch lebend aus dem Wasser gezogen und nach der Charité gebracht. — Am 12. und 13. d. M. fanden an sieben verschiedenen Orten kleinere Brände statt, welche von der Feuerwehr gelöscht wurden.

Theater.

Wallner-Theater.

Am Sonntag Abend hat der Direktor des Wallner-Theaters einen so glücklichen Griff gethan, daß er auf Wochen, ja vielleicht Monate hinaus der Repertoireplan entworfen ist. Allerdings ist der „Dompfaff“, so heißt das Stück, keines von denen, zu welchen sich „ein anständiges Mädchen erst Manneskleider anziehen muß, wenn es an die Lesüre desselben geht“, wie Fräulein Schramm von einem anderen Erzeugniß der Literatur in dem Stück behauptete, sondern es war eine frische, frohliche Posse, über die man lachen kann, wenn man überhaupt noch dazu im Stande ist.

Der Kern der Handlung ist die Vogelliebhaberei eines alten Herrn; um die Sorge nach dem entkommenen Dompfaff haben es verstanden, ein lustiges Quodlibet aus allerlei tollern Einfällen, witzigen Couplets und heiteren Scherzen herzustellen, mit welchen Sie das antimie Publika drei Stunden lang in der besten Laune erhielten.

Gespielt wurde ganz vorzüglich. Wahre Lachstürme entsetzte Fräulein Schramm als Dienstmädchen mit zwei Bütteln. Ganz vorzüglich waren ferner die Herren Gimnio, Meißner, Alexander, Müller und Müller. Auch die Damenrollen waren gut besetzt.

Gerichts-Beitrag.

Ein neue Schwurgerichtsperiode des Landgerichts I unter dem Vorsteher des Landgerichtsraths Hedemania begann gestern mit der Verhandlung einer Anklage wegen gemeinlichlichen Straßenraubes gegen die Rutscher Peter Schulz und Gustav Mäde. Noch ein dritter, namens Blaise, soll bei der That betheiligt gewesen sein, derselbe fand sich zu jener Zeit aber auf Urlaub und wird, da er inzwischen wieder eingezogen ist, vom Militärgericht abgeurtheilt werden. Am Abend des 2. Mai befanden sich die drei genannten Personen in einer Schänke am Humboldthafen, wo sich der Rutscher Müller noch zu ihnen gesellte. Die Angeklagten bemerkten, daß derselbe im Besitze einer silbernen Taschenuhr war und beschloßen, ihm dieselbe durch List oder Gewalt abzunehmen. Dies gelang ihnen auch leicht, nachdem sie ihr Opfer betrunken gemacht hatten. Sie verließen ihn nach dem Humboldthafen und hier mußte Müller wohl Verdacht schöpft haben, daß etwas gegen ihn geplant sei, denn plötzlich fing er an, davonzulaufen. Es ist ihm nicht mehr einmüthig, ob er von seinen Verfolgern zu Boden gestossen oder durch Stolpern zu Falle gekommen ist, er weiß oder trotz seiner Trunkenheit mit aller Bestimmtheit, daß im nächsten Augenblick einer der Angeklagten ihm die Arme und ein zweiter die Beine festhielt, worauf der Dritte ihm die Taschenuhr raubte. Nachdem der Thatbestand durch die Beweisaufnahme wie vorstehend festgestellt worden, bejahten die Geschworenen die Schuldfrage, billigten den Angeklagten aber mildernde Umstände zu. Das Erkenntniß des Gerichtshofes lautete gegen Schulz auf ein Jahr, gegen Mäde auf zwei Jahre und Blaise auf ein Jahr Gefängniß und entsprechenden Ehrverlust.

Der Buchbinder Herr Joseph Panijewski, der am 30. September er. nach verbüßter Strafe aus dem Gefängniß am Wöhrkerse entlassen worden ist und der in Berlin Wohnung genommen, hat jetzt eine Verfügung des Polizeipräsidenten vom 11. d. M. erhalten, nach welcher ihm das Recht zum Aufenthalt in Berlin und Charlottenburg genommen ist und nach welcher er aufgefordert wird, Berlin binnen acht Tagen zu verlassen. Für den Fall der Weigerung resp. seines Auftretens in den genannten Orten ist ihm eine Exekutionsstrafe von 100 Mark oder 10 Tagen Haft angedroht worden. Die Ausweisungs-Ordnung stützt sich auf § 2 Nr. 2 des Gesetzes vom 31. Dezember 1842 und § 2 des Freiheitsgesetzes vom 1. November 1867, nach welchen Geizigen bestrafen werden darf. Der Betroffene, welcher bisher nur wegen Vergehens gegen das Sozialistengesetz und wegen Geheimbündelei bestraft ist, hat seinen Verteidiger, Rechtsanwalt Dr. Fatau, beauftragt, gegen die polizeiliche Verfügung sowie gegen die Straandrohung die zulässigen Rechtsmittel — zunächst Beschwerde bei dem Oberpräsidenten, event. gegen dessen abweichenden Bescheid Klage bei dem Obergericht — zu ergreifen. In der Polizeiverfügung ist u. A. übrigens darauf aufmerksam gemacht, daß er, falls er sich in den benachbarten Orten der Kreise Teltow und Niederbarnim niederlassen sollte, seine Ausweisung auch dort zu gewärtigen habe. — In seiner Anweisung gegen den früheren Kriminalschwamm Jhring-Mahlow, in welcher, wie seiner Zeit berichtet wurde, eine große Anzahl Zeugen gerichtlich vernommen worden sind, hat das Obergericht zu Posen Beschluß noch nicht gefaßt.

Als eine bedenkliche Gefährdung des Religionsfriedens wurden gestern vor der ersten Strafkammer hiesigen Landgerichts I zwei Artikel der „Germania“ gekennzeichnet, wegen deren der verantwortliche Redakteur Johannes von Karlowitz angeklagt war. Von katholischer Seite war seiner Zeit für Errichtung einer katholischen Schule in Reinickendorf agitiert und die Nothwendigkeit durch eine Liste von 400 52 in Reinickendorf ansässigen katholischen Schülern nachzuweisen versucht worden. Der Pfarer Schell zu Nohrenthal ist Lokal-Schulinspektor von Reinickendorf und hat als solcher die betreffende Liste zur Prüfung dem Gemeindevorstand überwiefen. Nachdem durch diese Prüfung die Zahl der in der Liste aufgeführten Schüler auf etwa 32 ermäßigt worden war, hat Pfarer Schell die Nothwendigkeit zur Errichtung einer katholischen Schule nicht anzuerkennen vermocht, der Regierung gegenüber vielmehr den Standpunkt vertreten, daß dem zweifellosen Anrecht der katholischen Kinder auf Unterweisung in ihrer Religion durch Anstellung eines katholischen Lehrers genügt werden könne. Auf diese Vorgänge bezogen sich zwei Artikel in Nr. 4 und Nr. 13 der „Germania“ vom Januar dieses Jahres. Es wurde darin behauptet, daß in Reinickendorf die katholischen Kinder durch den Hauptlehrer Pleiga durch Züchtigung und andere Schulstrafen gezwungen würden, an dem protestantischen Religionsunterricht Theil zu nehmen und daß der Lokal-Schulinspektor die Errichtung einer katholischen Schule hintertriebe, indem er willkürlich aus der qu. Liste einige Namen katholischer Schüler herausge-

